

# **Die Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert: Probleme und Forschungsstand**

**Teuteberg, Hans Jürgen**

First published in:

Westfalens Wirtschaft am Beginn des „Maschinenzeitalters“, S. 1 - 22, Dortmund 1988

Münstersches Informations- und Archivsystem multimedialer Inhalte (MIAMI)

URN: urn:nbn:de:hbz:6-XXXXXXXXXX

## *Die Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert: Probleme und Forschungsstand*

*von Hans-Jürgen Teuteberg*

Schon seit längerer Zeit gibt es in der Wissenschaft ein wachsendes Einverständnis darüber, daß die vielbesprochene Industrialisierung entgegen früheren naiveren Annahmen nicht als ein nationales Phänomen zu begreifen ist. Die strategisch entscheidenden technischen Innovationen wie auch die Anschübe zu einem gegenüber früheren Jahrhunderten wesentlich beschleunigten und sich dann selbst tragenden Wirtschaftswachstum gingen, was besonders auch für den europäischen Vorreiter Großbritannien gilt, primär von ganz bestimmten, relativ klar umgrenzten Regionen aus, die nur selten mit den jeweiligen politisch-administrativen Gebietsflächen kongruent waren. Die Erforschung solcher ökonomisch rascher fortschreitenden Landschaften bzw. Industrieviere, aber auch das ebenso signifikante wirtschaftliche Zurückbleiben oder gar Verkümmern anderer Räume bzw. deren merklich verspäteter Anschluß an das Industrialisierungsgeschehen ist seitdem in den Mittelpunkt des Interesses der Wirtschaftshistoriker gerückt. Sie erkennen aufgrund ihrer Studien immer mehr, daß diese ungleichmäßigen Zusammenballungen von Produktionsbetrieben, Märkten und Arbeitskräften nicht auf blindem historischem Zufall, sondern einem komplizierten Zusammenwirken von externen und internen Determinanten beruhen.

Die Entstehung einer modernen Industrielandschaft ist vor allem nicht von den induzierenden Elementen der älteren Natur- und Kulturlandschaft zu trennen. Eine Klärung der Mechanismen, die eine solche räumlich ungleiche Verteilung wirtschaftlicher Aktivitäten hervorruft, bedeutet zugleich, einen Beitrag zu einer größeren Industrialisierungsgeschichte zu leisten. Nach den neuen Erkenntnissen hat sich der gesamte Industrialisierungsprozeß vor allem in seinen frühen Phasen zunächst in Wahrheit aus lauter solchen kleinen, räumlich noch weitgehend separat verlaufenden Industrialisierungsvorgängen zusammengesetzt. Im Meer der vorindustriellen agrarisch-kleingewerblichen Wirtschaft gab es gleichsam wenige Inseln der Industrialisierung, die sich beim weiteren Fortgang dann vergrößerten und vernetzten, bis schließlich die Mehrheit der Volkswirtschaft von dem industriellen Aufschwung erfaßt wurde, dem sich zuletzt auch die Nachzügler-Regionen anschlossen.

Eine Analyse mikroräumlicher wirtschaftlicher Wachstumsvorgänge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt somit zur Überprüfung der auf makroökonomischer Ebene gewonnenen Hypothesen und gibt allen theoretischen Erklärungen über den gesamten Industrialisierungsvorgang durch die differenziert vergleichende Betrachtungsweise eine weit größere Tiefenschärfe als bisher. Landesgeschichtliche und nationale Wirtschaftsgeschichte stehen in einem früher weitgehend noch übersehenen, tieferen wechselseitigen Verbund. Zur Klärung dieser höchst vielschichtigen Zusammenhänge wollen die hier vorliegenden Untersuchungen einen weiteren Beitrag leisten.

Das besonders in den letzten Jahren stark angewachsene Interesse an einer regionalen Wirtschaftsgeschichte im Industriezeitalter kann nun bemerkenswerterweise auf verschiedene wissenschaftsgeschichtliche Ursachen zurückgeführt werden. Da diese in der neueren monographischen Literatur bisher gar nicht oder nur unvollkommen am Rande erwähnt werden, erscheint es angebracht, sie noch einmal knapp zusammengefaßt hier zu rekapitulieren.

Weil sich wegen der geopolitischen Lage und der darauf basierenden eigentümlichen Geschichte der einheitliche, zentral gelenkte Nationalstaat in Deutschland im Vergleich zu England und Frankreich erst im späten 19. Jahrhundert ausbildete und die Einzelstaaten viele Jahrhunderte politisch, wirtschaftlich wie kulturell dominierten, wurde das geschichtliche Interesse hier

auch eher auf die Erforschung der kleineren Räume gelenkt. Bereits im Rahmen der älteren Territorial- und Dynastiegeschichte widmete man besonders seit der Zeit des Humanismus der jeweiligen Landesgeschichte schon die größte Aufmerksamkeit, doch fand die Rolle von Wirtschaft und Gesellschaft bei dieser Regentenbetrachtung kaum eine Erwähnung. Nur ausnahmsweise, wie etwa bei Justus Möser's „Osnabrückischer Geschichte“ (1768) wurde eine Verbindung zwischen dynastisch-staatlicher und wirtschaftlich-sozialer Landesgeschichte hergestellt<sup>1</sup>.

Ein Wandel in der Betrachtungsweise mit einer Neubewertung der regionalen Wirtschaft und Gesellschaft bahnte sich erst mit dem Zeitalter des Historismus im 19. Jahrhundert an, als sich eine autonome Wirtschaftsgeschichte und eine am Menschen interessierte Geographie durchzusetzen begannen.

So entdeckten Geographen erstmals neben der Naturlandschaft und dem politischen Territorium eine davon unabhängige „historische Kulturlandschaft“<sup>2</sup>. Carl Ritter, der diesen neuen Begriff erstmals prägte, wollte noch in der Tradition des aufklärerischen Enzyklopädisten stehend in seinen ab 1822 erscheinenden vielen Bänden *Natur und Kultur aller Länder* gleichermaßen verbinden, konnte aber bei dem damaligen Stand der Forschung eine solche Aufgabe noch nicht lösen und verstrickte sich in einer zwar räumlich geordneten, aber inhaltlich noch wenig planvollen historisch-antiquarischen Darstellung. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, das historische Element in der geographischen Wissenschaft erstmals gekennzeichnet und überhaupt die Geographie als eigenständige Wissenschaft begriffen zu haben<sup>3</sup>.

Auch Wilhelm Heinrich Riehl gehört, wie inzwischen die Forschung festgestellt hat, zu den großen Anregern einer historischen und wirtschaftlich-sozialen Landeskunde. Bei seinen Studien zur „Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer Social-Politik“ führte er in der Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche empirische Untersuchungen über „Land und Leute“ durch, wobei er, von Carl Ritter wahrscheinlich angesteckt, den immer wieder variierten Gedanken vertrat, daß man in der historischen deutschen Landschaft zugleich ein Spiegelbild der sozialen Struktur wiederfinden könne<sup>4</sup>. Nach Riehl führt die Naturbedingtheit der Bodengestaltung zu bestimmten wirtschaftlichen Notwendigkeiten und diese wiederum zu einer Gestaltung des gesellschaftlichen Körpers. Topographische Vorbedingungen bewirken nach ihm wirtschaftliches Handeln, und aus den ökonomischen Zuständen erwächst die soziale Struktur sowie das gesellschaftliche Verhalten.

Sowohl Carl Ritters wie Wilhelm Heinrich Riehls Anregungen sind aber, weil sie beide in ihrer „Zunft“ als Außenseiter galten, von der Wissenschaft zunächst nicht weiter verfolgt worden. Erst dem Geographen Friedrich Ratzel gelang es, einen neuen Zweig der „Anthropogeographie“

dauernd zu begründen. In zahlreichen Schriften wurde er nicht müde, auf den unterschiedlichen Reichtum und den historischen Charakter der deutschen Kulturlandschaften hinzuweisen. Sich ausdrücklich nochmals auf Carl Ritter berufend, wollte er dem Menschen wieder eine in der Geographie gebührende Stellung einräumen. Zusammen mit Karl Lamprecht, dem „Vater der deutschen Kulturgeschichte“, kann er als der eigentliche Begründer einer auch wirtschaftlich orientierten Landesgeschichtsschreibung in Deutschland angesehen werden. Beide Leipziger Professoren interessierte die Wirkung der natürlichen Umwelt auf den Menschen und seine Handlungsweisen in der Geschichte, was sie in Gegensatz zu der damals vorherrschenden naturwissenschaftlich-positivistischen Geographie wie auch zu der ebenso einseitig politisch-positivistisch orientierten Geschichtswissenschaft brachte<sup>5</sup>.

In seinem zweibändigen Werk „Anthropogeographie“ (1881-1891) vertrat Ratzel, über Ritter und Riehl nun hinausgehend, die für Aufregung sorgende These vom grundsätzlichen Einfluß des Bodens und aller räumlichen Faktoren auf die geschichtlichen Bewegungen, die seiner Ansicht nach mit dem Fortschreiten der Kultur keineswegs abnehmen, sondern nur ihr Verhältnis ändern. Aus dieser prinzipiellen Erdgebundenheit des Menschen und aller Völker, die sich gleichermaßen auf Körper wie Geist auswirke, leitete Ratzel eine Fülle weitergehender Thesen ab. So stellte er z.B. der „Naturlage“ eines Volkes ihre besondere „Nachbarlage“ gegenüber. Die Kulturlandschaften, die sich nach Ratzel zu höheren „Kulturkreisen“ zusammenfügen lassen, erschienen ihm als langandauernde Phänomene in der Geschichte, in denen sich geistige und materielle Macht des Menschen zugleich offenbaren. Ganz im Sinne von Riehls Sozialgeographie hat er den Begriff der Kulturlandschaft von der historischen Landschaft her zu bestimmen versucht. Eine bis heute andauernde Debatte über Umfang und Wesen der historischen Geographie ist durch Ratzel ausgelöst worden, an der sich so maßgebende Gelehrte wie Alfred Hettner, Josef Partsch, K. Kretschmer und andere beteiligten<sup>6</sup>.

Karl Lamprecht, der sich frühzeitig mit den Denkpositionen der historischen Nationalökonomien Wilhelm Roscher und Gustav Schmoller eingehend vertraut gemacht hatte und später dann intensiven Kontakt zu dem ebenfalls kulturhistorisch ausgerichteten Völkerpsychologen Wilhelm Wundt in Leipzig pflegte und daher an ethisch-psychischen Ursachen der Geschichtsentwicklung besonders interessiert war, erprobte Ratzels Theorien erstmals in seinen historischen Untersuchungen<sup>7</sup>. So ging er in seiner zwölfbändigen „Deutschen Geschichte“ (1891-1909) immer wieder auf die Rolle des Raumes und Bodens ein und betätigte sich in seinem später klassisch gewordenen Werk „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter – Untersuchungen über die Entwicklung der materiellen Kultur des platten Landes aufgrund von Quellen zunächst des Mosellandes“ (3 Bde., 1886-1896) selbst als ein regionaler Wirtschaftshistoriker. Wenn dieses Werk auch bei den historischen Kollegen viel herbe und zum Teil auch berechtigte Kritik erfuhr, so müssen doch Lamprechts Gedanken und Aktivitäten ähnlich denen Ratzels als Marksteine bei der Entstehung der regionalen Wirtschaftsgeschichte gelten. In seiner vielgelesenen „Einführung in das historische Denken“ stellte Lamprecht später fest, daß Raum und Klima wie die Bodengestaltung nicht die Ursache, wohl aber die entscheidende Bedingung allen menschlichen Lebens darstellen. Dabei gäbe es zwei Hauptrichtungen: Einmal wirke der Raum qualitativ auf den nationalen Geschichtsverlauf individualisierend und modellierend ein,

<sup>1</sup> Rudolf Kötzschke: Nationalgeschichte und Landesgeschichte, in: Pankraz Fried (Hg.): Probleme und Methoden der Landesgeschichte, Darmstadt 1978, S. 18.

<sup>2</sup> Josef Wimmer: Historische Landschaftskunde, Innsbruck 1885; Friedrich Ratzel: Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten, in: Petermanns Geographische Mitteilungen, Bd. 42 (1896), S. 97-107; ders.: Die deutsche historische Landschaft, in: Die Grenzboten, Bd. 57 (1894), H. 4, S. 251-259; ders.: Die deutsche historische Landschaft, in: Deutsche Rundschau, Bd. 88 (1896), S. 346-367; ders.: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde, Leipzig 1898; Josef Partsch: Philipp Clüver, der Begründer der historischen Länderkunde, in: Geographische Abhandlungen, Bd. 5 (1891), H. 2, S. 47ff. Vgl. Hermann Overbeck: Ritter-Riehl-Ratzel. Die großen Anreger einer historischen Landschafts- und Länderkunde Deutschlands im 19. Jahrhundert, in: Die Erde, Bd. 3 (1951/52), S. 179-210. ND in: ders.: Kulturlandschaftsforschung und Landeskunde, Heidelberg 1965, S. 88-103, besonders S. 96ff.

<sup>3</sup> Carl Ritter: Einleitung zu einer allgemeinen vergleichenden Geographie und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde, Berlin 1852; Ottmar Schlüter: Die leitenden Gesichtspunkte der Anthropogeographie, insbesondere der Lehre Friedrich Ratzels, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 22 (1906), S. 581-630.

<sup>4</sup> Wilhelm Heinrich Riehl: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1862. Vgl. Friedrich Metz: Wilhelm Heinrich Riehl und die deutsche Landeskunde, in: Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 8 (1950), S. 286-295.

<sup>5</sup> Louise Schorn-Schütte: Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, S. 87-88; Overbeck, Ritter-Riehl-Ratzel, ND (1965), S. 96-97; Schlüter, Gesichtspunkte der Anthropogeographie (1906).

<sup>6</sup> Alfred Hettner: Der Gang der Kultur über die Erde, 2. Aufl., Leipzig 1929; Josef Partsch: Die geographische Arbeit des 19. Jahrhunderts, Breslau 1899; K. Kretschmer: Historische Geographie von Mitteleuropa, München, Berlin 1904.

<sup>7</sup> Karl Lamprecht: Die geographischen Bedingungen der neueren deutschen Geschichte, in: Der Kynast. Ostdeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst, Bd. 1 (1898-99), S. 252-267. Vgl. ders.: Deutsche Geschichte, 12 Bde., Berlin 1891-1909, 2 Erg.-Bde., Berlin 1901-1904.

aber auch zugleich quantitativ, indem er den Ablauf historischer Massenerscheinungen befördere oder verzögere; der Charakter der Geschichte werde jedenfalls in der einen wie anderen Richtung beeinflusst<sup>8</sup>.

Lamprecht betätigte sich auch aktiv in der Institutionalisierung der neuen „Historischen Provinzialforschung“, indem er zur Gründung der „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde“ 1881 beitrug und zusammen mit Hermann Hettner die Redaktion der „Westdeutschen Zeitschrift für Kunst- und Kulturgeschichte“ besorgte, die zu einem ersten Organ der historischen Landeskunde und Raumforschung wurde<sup>9</sup>. In Leipzig, wo er von 1891 bis 1915 wirkte, gelang Lamprecht die Gründung einer „Sächsischen Historischen Kommission“, deren Geschäftsführer er bis zu seinem Tode blieb. In dem von Ratzel und Lamprecht erstmals eingerichteten „Historisch-Geographischen Seminar“ wurden die Grundlagen für die Herausgabe historischer Wirtschaftskarten gelegt und 1906 schließlich neben dem Lamprechtschen Institut für Kultur- und Universalgeschichte noch ein spezielles Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde unter Leitung seines Schülers Rudolf Kötzschke geschaffen.

Nach dem Ersten Weltkrieg fand die nordwestdeutsche Landesgeschichte in dem Historiker Hermann Aubin (1885-1965) einen weiteren wesentlichen Förderer<sup>10</sup>. Der aus einer Hugenottenfamilie entstammende Gelehrte, der bei Georg von Below über ein herkömmliches Thema der mittelalterlichen Geschichte Westfalens promovierte, war dann von Alfons Dopsch in Wien, der damals seine berühmte „Wirtschaftsgeschichte der Karolingerzeit“ publizierte, in seinen Ansichten und Interessen beeinflusst worden. Bei der Gesellschaft für rheinische Geschichte archivarisches arbeitend, habilitierte er sich 1916 mit einem landesgeschichtlichen Thema und erhielt 1918, zurückgekehrt von der Bonner Universität, einen Lehrauftrag für Wirtschaftsgeschichte und geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz. Zusammen mit dem Germanisten Theodor Frings, der sich vor allem für die Erforschung der rheinischen Flurnamen interessierte, ist dann unter tatkräftiger Mithilfe einiger Kollegen der Philosophischen Fakultät, bei denen der Sombart-Schüler Arthur Spiethoff an erster Stelle zu nennen ist, 1920 die Gründung des Instituts für die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn gelungen. Ähnlich wie in Leipzig war von Beginn an eine enge Verbindung mit der Geographie gedacht, weshalb die kartographische Erfassung von Wirtschaft, Gewerbe, Handel, Verkehr, aber auch von Recht, Verwaltung und Kulturen als eigentlicher Zweck des neuen Institutes hingestellt wurde. Auch Germanisten und Archäologen fanden neben Volkskundlern hier nun eine Arbeitsstätte.

Aubins Wirken erwies sich für die rheinisch-westfälische wie auch für die gesamte deutsche Landesgeschichte als höchst folgenreich, forderte er doch schon 1925 die Historiker auf, fortan die landesgeschichtliche Forschung ohne jede Beschränkung auf die politischen Grenzen zu betreiben und sich vornehmlich an der Kulturlandschaft zu orientieren<sup>11</sup>. In der aus hundert Staatspartikeln zusammengesetzten Rheinprovinz konnte man nach Aubin keinen anderen organischen Anknüpfungspunkt finden. Die Einheit des historischen Interesses sei nur im Kulturraum, nicht aber in den vielfach wechselnden und historisch willkürlichen Grenzziehungen zu

8 Ders.: Einführung in das historische Denken, 2. Aufl. (11.-15.Tsd.), Leipzig 1913.

9 Louise Schorn-Schütte: Karl Lamprecht. Wegbereiter einer historischen Sozialwissenschaft, in: Notker Hammerstein (Hg.): Deutsche Geschichtswissenschaft, Wiesbaden 1988 (im Erscheinen). Für die Einsicht in das im Druck befindliche Manuskript sowie wertvolle Hinweise auf Lamprechts Wirken bin ich der Verfasserin dankbar. Vgl. ferner Overbeck, Riehl-Ritter-Ratzel, (1965).

10 Edith Ennen: Hermann Aubin und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. 34 (1970), S. 9-42.

11 Hermann Aubin: Aufgaben und Wege der geschichtlichen Landeskunde, in: Rheinische Neujahrsblätter Bd. 4, (1925), S. 28-45. ND in: Pankraz Fried (Hg.): Probleme und Methoden der Landesgeschichte, Darmstadt 1978, S. 38-52. Vgl. Karl-Georg Faber: Was ist eine Geschichtslandschaft?, in: Festschrift Ludwig Petry, Teil 1, Wiesbaden 1968, S. 1-28.

finden. Die Bonner Institutsgründung erwies sich somit als ein neues wissenschaftliches Programm, das sich eindeutig gegen das bisherige Übergewicht der politischen Geschichtswissenschaft in Deutschland richtete. Schon in seinem ersten großen Werk „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ (1926) zeigte Aubin, worauf es ihm ankam: Die Rheinlande waren zwar politisch stets zersplittert gewesen, doch gab es deutlich konturierte historische Landschaften als historische Ganzheiten, die kulturell wie wirtschaftlich gebundene Integrationsräume darstellten. Die Menschen hatten hier durchaus ein landsmannschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Kultur- und Geschichtslandschaft war damit als ein neues heuristisches Prinzip in die Geschichtswissenschaft eingeführt worden. Bei der nachfolgenden Gründung des Lehrstuhls für rheinische Geschichte und allgemeine Wirtschaftsgeschichte in Bonn wurden drei Dinge dann auch herausgestellt:

- Konsequente Ausrichtung von Lehre und Forschung auf die Geschichtslandschaften und Kulturräume statt auf staatliche Gebilde.
- Benutzung vergleichender Methoden, die auch die Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie benachbarte Kulturwissenschaften (z.B. Volkskunde und Sprachgeschichte) gleichermaßen einschließen.
- Heranziehung von Methoden, Erkenntnissen und Hilfsmitteln der historisch arbeitenden Geographie mit Einschluß der gesamten Kartographie.

Die Tätigkeit Aubins, die hier nicht im einzelnen darzustellen ist, wirkte anregend auf den Aufbau anderer landesgeschichtlicher Institute. So gelang es dem Landesrat für Kulturpflege beim Landschaftsverband Westfalen, Ernst Kühl, das Bonner Modell mit einigen Abweichungen nach Münster zu übertragen, um der westfälischen Kulturpolitik neue Anstöße zu verleihen. Das 1926 ins Leben gerufene „Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde“ wurde, obwohl es keinen eigenen Lehrstuhl erhielt, fortan zu einem Zentrum der geschichtlichen Landeskunde<sup>12</sup>. Wenngleich an der Universität Münster wirkende Historiker wie Julius Fickler, Georg von Below und später besonders Aloys Meister und Anton Eitel durchaus gelegentlich einen Sinn für das Landschaftliche und die Geschichte Westfalens zeigten, so wurde doch die eigentliche Forschung und Pflege der westfälischen Landesgeschichte den Archivaren wie Friedrich Philippi, Gustav Engel, Ludwig Schmitz-Kallenberg und Johannes Bauermann bzw. historischen Außenseitern wie dem ehemaligen preußischen Landrat Hermann Rothert und dem dem Sparkassenverband nahestehenden Adolf Trende überlassen, deren Bücher den Anfang einer eigenständigen westfälischen Landesgeschichte bezeichnen<sup>13</sup>. Die regionale Wirtschaftsgeschichte der neueren und neuesten Zeit wurde - mit Ausnahme der Gelegenheitsschrift Adolf Trendes, die von den Sparkassen veranlaßt worden war - nur ganz am Rande oder überhaupt nicht erwähnt.

Das neue „Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde“, das ältere historische Vereine und die schon früher gegründete „Historische Kommission für Westfalen“ nunmehr überwölbte, erhielt vier Kommissionen für Geschichte, Archäologie, Sprachwissenschaft/Volkskunde sowie Geographie, die durch eine besondere Forschungs- und Geschäftsstelle zusammengehalten wurden. Auf Köhls Initiative wurde bereits 1928 das große

12 Franz Petri: Der Beitrag des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, in: Ludger Baummeister und Helmut Naunin (Hg.): Selbstverwaltung einer Landschaft. Initiativen und Aufgaben am Beispiel Westfalens, Berlin u.a. 1967 (=Verwaltung und Wirtschaft, H. 35), S. 91-109; ders.: Westfalen im Lebenswerk Hermann Aubins, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. 34 (1970), S. 81.

13 Joseph Hartmann: Geschichte der Provinz Westfalen, Berlin 1912; Friedrich Philippi: Geschichte Westfalens, Münster 1926; Adolf Trende: Aus der Werdezeit der Provinz Westfalen, Münster 1933; Hermann Rothert: Westfälische Geschichte, 3 Bde., Gütersloh 1951; Gustav Engel, Politische Geschichte Westfalens, Köln, Berlin 1968.

Publikationswerk „Der Raum Westfalen“ in Angriff genommen. Für die Mitarbeit wurden bedeutende Gelehrte wie der damalige Münsteraner Jurist Othmar Bühler, der Kölner Wirtschaftshistoriker Bruno Kuske, der aus Westfalen stammende Bonner Historiker Aloys Schulte und später Franz Petri, Peter Schöller, Alfred Hartlieb von Wallthor u.a. als Herausgeber und neben anderen Gelehrten auch als Autoren gewonnen<sup>14</sup>. Das über fünf Jahrzehnte mit kriegsbedingter Unterbrechung bis heute fortgeführte Werk war in seiner Analyse und Durchführung einmalig in Deutschland: Angehörige verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und Vertreter aus Staatsbehörden hatten sich hier vereinigt, um eine Region unter den verschiedensten Aspekten in allen wichtigen Lebensbereichen in Geschichte und Gegenwart in Form einer „histoire totale“ zu erfassen. Wie im benachbarten Rheinland ging man auch hier von dem Gedanken aus, daß die historisch zersplitterten kleineren Territorialgebiete keine Basis für eine umgreifende Geschichte Westfalens darstellen, wohl aber die Natur- und Kulturlandschaften, die sich nicht an den Dynastien und Landesherrschaften orientieren. Auch hier ging es um die Untersuchung der bewegenden und beharrenden Kräfte, die solche Kultur- und Wirtschaftsräume gebildet und durch die Jahrhunderte neu geformt haben. Um die innere Verbundenheit aufzuzeigen, wurden einleitend drei Zentralfragen gestellt: 1. Worin bestehen die Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der einzelnen westfälischen Kulturräume? 2. Was hat sie begründet? 3. Wo liegen die Grenzen solcher Regionen? - Damit war ausgesprochen, daß man nicht von vorher festgelegten Grenzen ausgehen wollte. Historische Landschaften wie der Raum Westfalen wurden zwar als Ganzheiten, aber nicht als unauflösbare Gebilde angesehen. Die einzelnen Regionen wurden als lose Konglomerate verstanden, die den Menschen ein Gruppenbewußtsein verliehen haben. Die politische Landschaft wurde in dem Werk keineswegs ausgeblendet, aber durch wirtschaftliche und soziokulturelle Untersuchungen gleichwertig ergänzt. Im Mittelpunkt des mehrbändigen Werkes, das wegen des Krieges und der nachfolgenden Notzeit erst 1955 fortgesetzt werden konnte, stehen daher die nichtstaatlichen Kulturräume, die weitgehend auch als Wirtschaftsräume zu gelten haben. Wenngleich dem Werk keine strenge Systematisierung zu Grunde liegt und die Darstellung der wirtschaftlichen Tatsachen sich hauptsächlich auf das Ende der Weimarer Republik bezieht und historische Rückblicke nur am Rande erscheinen, kann doch keine ernsthafte Geschichtsschreibung der Industrialisierung Westfalens an diesem monumentalen Werk vorbeigehen. Viele Themen der einzelnen Artikel sind bis heute nicht wieder behandelt worden, wie z.B. die Versorgung des Ruhrgebietes mit Lebensmitteln. Interessanterweise erschien der von Bruno Kuske betreute Band III „Untersuchungen über Wirtschaft, Verkehr und Arbeitsmarkt“ sehr viel eher als der von Hermann Aubin verantwortete zweite Band<sup>15</sup>. Als der Kölner Wirtschaftshistoriker eine eigene große Wirtschaftsgeschichte Westfalens an diesen zweiten Band anhängen wollte, wurde diese auf Aubins Wunsch aber wegen der großen Stoffmassen ausgegliedert und vom Provinzialinstitut in dessen wirtschafts- und verkehrswissenschaftlicher Reihe als eigenes Werk publiziert<sup>16</sup>. Es stand zur Idee des großen Raumwerks freilich auch nur in lockerer Beziehung. Wie der Titel „Wirtschaftsgeschichte Westfalens in Leistung und Verflechtung mit den Nachbarländern bis zum 18. Jahrhundert“ ausweist, schließt Kuskes Darstellung mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, so daß auch hier für eine Industrialisierungsgeschichte wenig zu holen ist. Sehr viel wich-

tiger bleibt daher das von ihm verfaßte Kapitel über den Wirtschaftsraum Westfalen in Band I und der von ihm betreute Band III des Werkes „Der Raum Westfalen“, von dem Teile auch noch an anderer Stelle publiziert wurden<sup>17</sup>.

Kuskes Nachfolger an der Universität Köln, der Dietrich Schäfer-Schüler Ludwig Beutin, hat ihm nachfolgend seine Doktoranden immer wieder ermutigt, sich auch mit der neueren Wirtschaftsgeschichte Westfalens im 18. und 19. Jahrhundert zu befassen, so daß einige Dissertationen zu sachlich wie zeitlich begrenzten Themen hier in den fünfziger und frühen sechziger Jahren entstehen konnten<sup>18</sup>. Leider hat die mit dem Historischen Seminar der Universität Münster verbundene westfälische Geschichtsforschung, die durch Johannes Bauermann, Friedrich von Klocke und Alfred Hartlieb von Wallthor in Form von Lehraufträgen und von Albert K. Hömberg und Heinz Stob im Rahmen einer Professur für Landesgeschichte ihre Impulse erfuhr, sich ausschließlich mittelalterlich-frühneuzeitlichen Themen und der traditionellen Rechts- und Verfassungsgeschichte sowie der allgemeinen Entwicklung des Städtewesens gewidmet, so daß zur Aufhellung des Industriezeitalters in Westfalen hier kein Beitrag geleistet wurde<sup>19</sup>.

Es ist daher wenig verwunderlich, wenn man feststellt, daß die meisten älteren Vorarbeiten für eine moderne Wirtschafts- und Sozialgeschichte des westfälischen Raumes hauptsächlich von der Volkskunde und der Geographie erbracht wurden. So veröffentlichte 1957 der an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund tätige Volkstumsforscher Wilhelm Brepohl seine richtungweisende Studie über die Entstehung der Ruhrbevölkerung, die seiner Meinung nach zu einem besonderen Menschenschlag im Laufe der Industrialisierung zusammengesmolzen sei. In seinem Buch „Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet“ beschrieb er fünf regionale Stilvarianten des rheinisch-westfälischen Volkscharakters und die historisch darauf einwirkenden Erlebnismodelle, woran sich dann eine empirische Untersuchung über die gegenwärtige Ruhrbevölkerung anschloß. Für die Sozialgeschichte Westfalens in der Zeit der Industrialisierung wurde damit ein wichtiges Fundament geliefert<sup>20</sup>. Das an der Universität Münster beheimatete Seminar für Volkskunde, das Brepohl schon frühzeitig einen Lehrauftrag erteilte und ihm auch eine Honorarprofessur verlieh, hat zur weiteren Erforschung des westfälischen Raumes dann besonders unter der Leitung des Volkskundlers Günter Wiegmann, der zugleich den Vorsitz der

17 Bruno Kuske: Die allgemeine Anlage des Raumes und die natürlichen Bedingungen des Lebens und der Wirtschaft; ders.: Der Wirtschaftsraum, in: Hermann Aubin u.a. (Hg.): Der Raum Westfalen, Bd. 1(1931), S. 31-72; ders.: Entstehung und Gestaltung des Wirtschaftsraumes, Bonn 1930; ders.: Rheinisch-westfälische Wirtschaftsgeschichte seit Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Otto Most u.a. (Hg.): Wirtschaftskunde für Rheinland und Westfalen, Bd. 1, Berlin 1931, S. 93-107; ders.: Zur Frage des landschaftlichen Aufbaues der deutschen Volkswirtschaft in älterer und neuerer Zeit, in: Deutsche Zeitschrift für Wirtschaftskunde, Bd. 1 (1936), S. 126ff.

18 Horst Beau: Das Leistungswissen des frühindustriellen Unternehmertums in Rheinland und Westfalen, Diss.rer.pol. Köln 1959; Fritz Schulte: Die Entwicklung der gewerblichen Wirtschaft in Rheinland-Westfalen im 18. Jahrhundert, Diss.rer.pol., Köln 1959; Hans-Dieter Krampe: Der Staatseinfluß auf den Ruhrkohlenbergbau in der Zeit von 1800 bis 1865, Diss.rer.pol. Köln 1961; Ludwig Puppke: Sozialpolitik und soziale Anschauungen frühindustrieller Unternehmer in Rheinland-Westfalen, Diss.rer.pol. Köln 1966; Edith Schmitz: Leinengewerbe und Leinenhandel in Nordwestdeutschland (1650-1850), Diss.rer.pol. Köln 1967.

19 Die von Albert K. Hömberg publizierte kleine Wirtschaftsgeschichte Westfalens beruht auf einer Vorlesung, die ihren Schwerpunkt entsprechend seinen Forschungen im Mittelalter und der frühen Neuzeit hat; das 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung wird ähnlich wie bei Bruno Kuskes Monographie am Schluß nur mit wenigen Strichen unvollkommen ohne eigene Quellenstudien skizziert. Der frühe Tod dieses Gelehrten hat eine vertiefende Forschung über die letzten beiden Jahrhunderte verhindert. Vgl. Albert K. Hömberg: Wirtschaftsgeschichte Westfalens, Münster 1968.

20 Wilhelm Brepohl: Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957.

14 Hermann Aubin u.a. (Hg.): Der Raum Westfalen, 6 Bde., Berlin (später Münster) 1931-1985.

15 F.J. Gieselmann, B. Ordemann, E. Mangels: Untersuchungen über Wirtschaft, Verkehr und Arbeitsmarkt, in: Hermann Aubin (Hg.): Der Raum Westfalen, Bd. 3, Berlin 1932. - Der Syndikus der Handelskammer Münster F.J. Gieselmann berichtet darin über „Aufbau und Verflechtung der Wirtschaft“ und der Präsident des Landesarbeitsamtes Westfalen B. Ordemann zusammen mit dem ihm unterstellten Regierungsrat E. Mangels über „Der westfälische Lebensraum vom Standpunkt des Arbeitsmarktes aus gesehen“.

16 Bruno Kuske: Wirtschaftsgeschichte Westfalens in Leistung und Verflechtung mit den Nachbarländern bis zum 18. Jahrhundert, Münster 1943 (2. Aufl. 1949).

„Westfälischen Kommission für Volkskunde“ übernahm, in den letzten beiden Jahrzehnten ebenfalls Beachtliches geleistet<sup>21</sup>.

Aber auch die in Münster betriebene Geographie hat frühzeitig ein spezifisches Interesse an der neueren und neuesten Landesgeschichte und dem Wandel der westfälischen Wirtschafts- und Kulturräume bezeugt. So schilderte 1952 Wilhelm Müller-Wille in seinem vielbeachteten und inzwischen wieder neu aufgelegten Westfalenbuch nicht nur die in seinem Fach üblichen Naturlandschaften, sondern zugleich auch deren funktionale Beziehungen, d.h. die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungsgeflechte, d.h. die anthropogenen Lebensräume im Sinne Friedrich Ratzels<sup>22</sup>. Das Werk kann durchaus, wenngleich es einen weit bescheideneren Anspruch stellt, mit einigen prinzipiellen Intentionen des großen Raumwerkes von Hermann Aubin verglichen werden: In einer meisterhaften, gedanklichen Kombination wurden die physiognomischen Aspekte mit den soziokulturellen, ökonomischen und staatlich-politischen Elementen zusammengesehen und somit eine Leistung vollbracht, wie sie für keine andere Region Deutschlands von einem Geographen bis dahin vorgelegt worden war. Müller-Wille hatte am Beispiel Westfalens Erdkunde und Landesgeschichte mit dem Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft vereinigt. Seine vielen Karten und Schaubilder machten die räumlichen Bezüge zur Geschichte überall deutlich. In dem Buch wurden z.B. die landwirtschaftlichen Erzeugungsräume mit ihren Marktströmungen und Marktverklammerungen um 1800 am Vorabend der Industrialisierung analysiert und Johann Heinrich von Thürens berühmte Standorttheorie anhand von Quellen überprüft und veranschaulicht. Ebenso wurden die Einflüßbereiche von Gewerbe und Bergbau um 1800 sowie die kulturellen Ausstrahlungen von Diözesanorten auf ähnliche Weise sichtbar gemacht. Die Lage und Gliederung der westfälischen Wirtschafts- und Kulturräume läßt sich so dem Werk von Müller-Wille in übersichtlicher Weise entnehmen. Der Münsteraner Geograph Peter Schöller, zugleich Mitherausgeber des Raumwerkes Westfalen und später dann an der Universität Bochum wirkend, sowie seine jüngeren Kollegen bzw. Schüler Heinz Heineberg, Alois Mayr, Peter Weber und Hans-Heinrich Blotevogel haben diesen historisch-geographischen Ansatz fortsetzend in den beiden letzten Jahrzehnten ebenfalls beachtliche Beiträge zur westfälischen Landesgeschichtsforschung erbracht, die für eine noch zu schreibende Industrialisierungsgeschichte Westfalens unbedingt herangezogen werden müssen. So regte unter anderem Peter Schöller 1963 an, die Wirtschaftsräume Westfalens am Vorabend der „Industriellen Revolution“ um 1800 statistisch wie kartographisch möglichst vollständig zu dokumentieren, was von den beiden Mitarbeiterinnen des „Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde“ Stephanie Reekers und Hildegard Ditt für die zentralen Bereiche Bevölkerung, Gewerbe und Landwirtschaft aufgegriffen wurde<sup>23</sup>. Als besonders herausragend muß

in diesem Zusammenhang auf die preisgekrönte Dissertation „Zentrale Orte und Raumbeziehungen in Westfalen vor der Industrialisierung (1780-1850)“ des heute in Duisburg wirkenden Schöller-Schülers Hans Heinrich Blotevogel aus dem Jahre 1975 verwiesen werden. Von Walter Christaller an süddeutschen Beispielen erarbeiteter Theorie der zentralen Orte ausgehend, wird hier erstmals der Frage nachgegangen, wie es zur Ausbildung eines zentralörtlichen Systems in Deutschland gekommen ist, wobei Westfalen und seine Städte als Beispiel dienen<sup>24</sup>. In einer umfassenden historischen Aufnahme hat der Verfasser repräsentative wirtschaftliche, kirchlich-kulturelle und politisch-administrative Funktionen von westfälischen Städten anhand der überlieferten Zeugnisse verglichen und entsprechende Standortverteilungen sowie räumliche Verflechtungen ermittelt. So wurde beispielsweise mit Hilfe von Marktverzeichnissen, die den alten Adreßbüchern beilagen, die Anzahl der Markttage in ausgewählten Stichjahren zusammengestellt und ein Durchschnitt dann auf eine Karte von Westfalen eingezeichnet, die nun die unterschiedliche Bedeutung der Märkte Westfalens im frühen 19. Jahrhundert ungefähr widerspiegelt<sup>25</sup>. Sicherlich erbringt diese Methode noch keine wirklich umfassende Quantifizierung der frühindustriellen Marktverflechtungen, doch ist angesichts des Fehlens anderer wissenschaftlicher Vorarbeiten hier ein erster diskussionswürdiger Versuch gemacht worden, diese Forschungslücke zu schließen. Auch der von den Münsteraner Geographen 1975 begonnene „Geschichtliche Handatlas von Westfalen“ muß als ein weiterer mutiger Vorstoß genannt werden.

Verglichen mit diesen hier kurz skizzierten einschlägigen großen Untersuchungen der Volkskundler und Geographen erscheinen die Vorarbeiten der engeren historischen „Zunft“ zur Geschichte der Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert, wie schon mehrfach angedeutet, noch dürftig. Die Erklärung für die Tatsache ist einmal in dem traditionellen Übergewicht der mediaevistisch und rechts- und verfassungsgeschichtlich betriebenen Landesgeschichte in Münster, zum anderen aber auch in dem Umstand zu suchen, daß spezifische Lehrstühle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte erst in den letzten Jahrzehnten an westfälischen Universitäten geschaffen wurden. Nach der Begründung von neuen Forschungseinrichtungen kann erfahrungsgemäß aber erst nach einer gewissen Zeit mit entsprechenden Untersuchungen gerechnet werden, wenn sich genügendes Forschungswissen und qualifiziertes Personal angesammelt haben. Die von den fünf Lehrstühlen für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten veranlaßten Habilitationen und Dissertationen sowie die für Tagungsbände und Zeitschriften verfaßten kleineren Abhandlungen konnten verständlicherweise vorerst nur sachlich, zeitlich oder lokal enger umgrenzte Themen bearbeiten<sup>26</sup>.

(=Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Bd. 13); Stephanie Reekers: Die Gebietsentwicklung der Kreise und Gemeinden Westfalens 1817-1967, Münster 1977.

24 Hans Heinrich Blotevogel: Zentrale Orte und Raumbeziehungen in Westfalen vor der Industrialisierung (1780-1850), Paderborn 1975 (=Bochumer Geographische Arbeiten, H. 18). Vgl. Walter Christaller: Die zentralen Orte Süddeutschlands. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischem Charakter, Jena 1933, 2. Aufl., Darmstadt 1968.

25 Blotevogel, Zentrale Orte (1975), S. 76-83.

26 Als wichtigste neuere Untersuchungen zur westfälischen Geschichte im Industriezeitalter sind hier zu nennen: Peter Steinbach: Der Eintritt Lippes in das Industriezeitalter. Sozialstruktur und Industrialisierung des Fürstentums Lippe im 19. Jahrhundert, Lemgo 1976 (=Lippische Studien, Bd. 3); Gisela Lange: Das ländliche Gewerbe in der Grafschaft Mark am Vorabend der Industrialisierung, Köln 1976 (=Schriften zur Rheinisch-Westfälischen Wirtschafts-geschichte, Bd. 29); Carl-Ludwig Holtfrerich: Quantitative Wirtschafts-geschichte des Ruhrkohlenbergbaus im 19. Jahrhundert, Dortmund 1973; Walter Steitz: Die Entstehung der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, Köln 1974; Heinz Reif: Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 35); Clemens von Looz-Corswarem und Michael Schmitt (Hg.): Nordhorn. Beiträge zur 600jährigen Stadtgeschichte, Nordhorn 1979; Toni Pierenkemper: Die westfälischen Schwerindustriellen 1852-1913. Soziale Struktur und unternehmerischer Erfolg, Göttingen 1979 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 36); Fritz Bläich (Hg.): Entwicklungsprobleme einer Region: Das Beispiel Rheinland und Westfalen im 19. Jahrhundert, Berlin 1981 (=Schriften

21 An dieser Stelle können nicht alle volkscundlichen Veröffentlichungen angeführt werden, die als Be-fruchtung für die westfälische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts angesehen werden können. Beispielhaft sei hier nur auf folgende besonders herausragende Titel verwiesen: Wingolf Lehnemann: Irtdentöpferei in Westfalen, 17.-20. Jahrhundert, Münster 1978; Volker Glüntzer: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, Münster 1980; Hermann Kaiser: Handwerk und Kleinstadt. Das Beispiel Rheine/Westf., Münster 1978; Walter D. Kamphoefner: Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert; Peter Höher: Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes, Münster 1985; Gertrud Angermann: Land-Stadt-Beziehungen, Bielefeld und sein Umland 1760-1860. Unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, Münster 1982.

22 Wilhelm Müller-Wille: Westfalen. Landschaftliche Ordnung und Bindung eines Landes; Münster 1952 (2. Aufl. 1981).

23 Peter Schöller: Die Wirtschaftsräume Westfalens vor Beginn des Industriezeitalters. Plan und Fragestellungen einer Dokumentation zur statistischen und kartographischen Darstellung der westfälischen Wirtschaftsräume um 1800, in: Westfälische Forschungen, Bd. 16 (1963), S. 84-101; Stephanie Reekers: Beiträge zur statistischen Darstellung der gewerblichen Wirtschaft Westfalens um 1800, in: Westfälische Forschungen, Bd. 17 (1964), S. 83-176, Bd. 18 (1965), S. 75-130, Bd. 19 (1966), S. 27-78, Bd. 20 (1967), S. 58-108, Bd. 21 (1968), S. 98-161, Bd. 23 (1971), S. 75-106, Bd. 25 (1973), S. 59-167, Bd. 26 (1974), S. 60-83, Bd. 29 (1978), S. 24-118, Bd. 36 (1986), S. 32ff.; Hildegard Ditt: Struktur und Wandel westfälischer Agrarlandschaften, Münster 1965

Eine erste umfassende Zwischenbilanz der modernen wirtschaftlichen und sozialen Landesgeschichte brachten die von Kurt Düwell (Trier) und Wolfgang Köllmann (Bochum) vom 1.-5. Juni 1982 in Essen veranstaltete Historiker- und Kunsthistorikertagung „Geschichte des Rheinlandes und Westfalens im Industriezeitalter“, deren Referate und Diskussionsbeiträge ein Jahr später in vier Bänden gesammelt erschienen<sup>27</sup>, und 1984 die von der „Historischen Kommission für Westfalen“ herausgegebene „Westfälische Geschichte“, deren dritter 645 Seiten umfassender Band allein dem Zeitalter der Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert gewidmet wurde. In ihm haben neben anderen Autoren der Münsteraner Geograph Alois Mayr die Wirtschaftsräume Westfalens im Überblick, Clemens Wischermann die Phase der Frühindustrialisierung zwischen Wiener Kongreß 1815 und Achtundvierziger-Revolution sowie der Verfasser dieses einleitenden Artikels den Wandel vom Agrar- zum Industriestaat in Westfalen zwischen 1850 und 1914 unter Auswertung aller vorliegenden Forschungsergebnisse ausführlich mit vielfach selbst errechneten Statistiken dargestellt<sup>28</sup>.

Diese ersten beiden größeren Summierungen der bisher vorhandenen Forschung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Westfalens im Industriezeitalter haben den höchst ungleichen Wissensstand in den einzelnen Problembereichen und die Notwendigkeiten für weitere Forschungsaktivitäten offenbart.

Nach diesem gerafften Überblick über Entwicklung und Stand der mit der Industrialisierung Westfalens befaßten Landesgeschichtsschreibung erhebt sich die anschließende Frage nach den weiteren Forschungsaufgaben. Diese lassen sich mit Blick auf die bereits weiter vorangeschrittene Sozial- und Wirtschaftsgeschichte anderer deutscher Regionen katalogartig etwa wie folgt formulieren:

1. Wie alle bisherigen Forschungen der Regionalgeschichte immer wieder gezeigt haben, kann Westfalen wie das benachbarte Rheinland aufgrund der langanhaltenden politischen Zersplitterung in kleine und kleinste Territorien besser von den wirtschaftlich-kulturellen als von den staatlich-dynastischen Gebieten her analysiert werden. Um das Phänomen der Industrialisierung richtig in den Griff zu bekommen, muß sich der Blick des Historikers überhaupt weniger auf die schnell wechselnden politischen Ereignisse an der Oberfläche, sondern mehr auf die darunter liegenden allmählichen Verformungen der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen und damit auch auf die funktionellen Räume richten. Diese weisen zwar immer noch ungleichartige Merkmale auf, besitzen aber doch so viele funktionale Binnenbeziehungen, daß sie zusammengenommen solchen nichtstaatlichen Regionen ein Höchstmaß an innerer Homogenität verleihen<sup>29</sup>. Eine westfälische Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts wird sich wegen der staatlichen Aktenüberlieferung zwar vielfach an den Grenzen der drei Regierungsbezirke Münster, Minden und Arnsberg in der preußischen Provinz Westfalen orientieren müssen, doch ist dabei stets im Auge zu behalten, daß diese keine in sich einheitlich geschlossenen Wirtschaftsräume gewesen sind. Wie ein Blick auf die wichtigsten Gewerbegebiete lehrt, reichte die Produktion von Kohle, Eisen und Salz, aber auch die Metall-, Leinen- und Wolltuchfabrikation weit über die staatlich-administrativen Grenzen hinaus und in die jeweils benachbarten Territorien hinein. Ein Vergleich mit diesen ist daher nach Möglichkeit anzustre-

des Vereins für Socialpolitik. Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. N.F. Bd. 119; Karl Ditt: Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850-1914, Dortmund 1982.

27 Kurt Düwell, Wolfgang Köllmann (Hg.): Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter. Beiträge zur Landesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 4 Bde., Wuppertal 1983-1985.

28 Alois Mayr: Die Wirtschaftsräume Westfalens im Überblick, in: Wilhelm Kohl (Hg.): Westfälische Geschichte, Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft, Düsseldorf 1984, S. 1-40; Clemens Wischermann: An der Schwelle der Industrialisierung, in: ebd.: S. 41-162; Hans Jürgen Teuteberg: Vom Agrar- zum Industriestaat, in: ebd.: S. 163-311.

29 Klaus Lange: Art. „Regionen“, in: Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung, Bd. 3, 2. Aufl., Hannover 1970, Sp. 2705-2719, besonders Sp. 2706.

ben. Neue begrifflich-theoretische Überlegungen sind hier anzustellen, um die Fülle der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgänge besser systematisieren zu können.

Der früh verstorbene Below-Schüler Rudolf Häpke trug schon 1928, angeregt durch seine Studien über die Entstehung der holländischen Wirtschaft, die sich besser aus den Wirtschaftsräumen als aus der politischen Entwicklung her erklären läßt, erstmals die Idee vor, die „ökonomische Landschaft“ und die „Gruppenstadt“, d.h. das städtische Siedlungssystem und die gegenseitigen funktionalen Abhängigkeiten der Städte untereinander wie auch von dem umgebenden „platten Land“, zum Gegenstand von historischen Untersuchungen zu machen<sup>30</sup>. Häpke unterschied dabei drei Typen einer ökonomischen Landschaft:

- Die ökonomische Landschaft ohne nennenswertes Städtewesen (Städte sind noch nicht entstanden, bleiben rudimentär oder sind wieder verkümmert).

- Die ökonomische Landschaft mit einer Stadt oder mehreren größeren und kleineren Städten, die sich gleichberechtigt oder in wirtschaftlicher Abhängigkeit von einem zentralen Oberzentrum gegenüberstehen.

- Die ökonomische Landschaft mit einem einzigen dominierenden städtischen Zentrum, das die Stadtwirtschaft gegenüber dem Umland mit allen Mitteln durchgesetzt hat, so daß eine vollständige Urbanisierung eingetreten ist.

Häpke ließ es noch an wirklich klaren Definitionen von Raum und Landschaft fehlen, dennoch muß seine gedankliche Hilfskonstruktion einer „ökonomischen Landschaft“ als ein glücklicher Zugriff bewertet werden<sup>31</sup>. In der Industrialisierungsgeschichte Westfalens lassen sich jedenfalls für alle drei Typen historische Beispiele finden. Verbindungen zu Walter Christallers aufsehenerregender Theorie der zentralen Orte, die 1933 erstmals vorgetragen für die Geographie so fruchtbar wurde, lassen sich schnell herstellen. Sieht man diese nahverwandten Erklärungsansätze zusammen, dann müßte es eine Aufgabe der Historiker sein, die wirtschaftlichen und soziokulturellen Abhängigkeiten innerhalb des westfälischen Städtesystems im 19. und 20. Jahrhundert anhand ausgewählter Zeitschnitte zu rekonstruieren. Die schon erwähnten analogen Untersuchungen Hans Heinrich Blotvogels 1850 liefern dazu eine gute Ausgangsbasis. Die Beschreibung dieser funktionalen Zwangsverhältnisse zwischen Stadt und Land sowie zwischen den kleinen, mittleren und größeren Städten würde zugleich den Gang der wachsenden Arbeitsteilung verdeutlichen, die mit jedem Wirtschaftswachstum und einer Industrialisierung notwendigerweise verbunden ist.

Häpkes neuer Begriff der „ökonomischen Landschaft“ war, was heute wohl wieder in Vergessenheit geraten ist, vor allem gegen die Lehre von den Wirtschaftsstufen bzw. Wirtschaftsstilen gerichtet, die jegliche Differenzierungen räumlicher Art vermissen läßt. Diese Kritik ist auch heute noch bedenkenswert, sind doch immer die Wirtschafts- und Sozialhistoriker zu leicht geneigt, Raumprobleme allein auf Zeitprobleme zu reduzieren und räumliche Entwicklungen als Abweichungen von den nationalen Durchschnittsnormen zu betrachten. Das Denken in jeweils sich höher entwickelnden Stufen, das mit dem optimistischen Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts eng zusammenhängt, ist immer noch nicht gänzlich überwunden und dient zu unzulässigen Verallgemeinerungen.

2. Klaus Megerle hat in seiner 1982 vorgelegten Habilitationsschrift „Württemberg im Industrialisierungsprozeß Deutschlands“ zu Recht weiterhin darauf hingewiesen, daß die ältere deutsche Wirtschaftsgeschichtsschreibung zwar häufig auf die wachstumshemmende Klein-

30 Rudolf Häpke: Die ökonomische Landschaft und die Gruppenstadt in der älteren Wirtschaftsgeschichte, in: Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gedächtnisschrift für Georg von Below, Stuttgart 1928, S. 99ff.

31 Heinrich Kramm: Landschaft und Raum als ökonomische Hilfsbegriffe, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 34 (1941), S. 1-14.

staaterei aufmerksam gemacht hatte, die durch den Deutschen Zollverein abgebaut wurde<sup>32</sup>. Aber viel zu vorschnell wurden dann die nach 1834 einsetzenden Tendenzen zur Harmonisierung des Zollwesens, der Steuern und liberalen Reformen auf die Gesamtwirtschaft übertragen und weitere regionale Vergleiche der industriellen Entwicklung kaum noch angestellt. Der Autor meint, daß diese Unterlassung umso unverständlicher wirke, wenn große Strukturverschiebungen zwischen den einzelnen Wirtschaftsbereichen erörtert werden.

Für große Teile der westfälischen Wirtschaft sind aber gerade solche regionalen Differenzierungen auch im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert noch unbedingt notwendig, weil die Entwicklungen räumlich äußerst ungleichmäßig verliefen. So gibt es in Westfalen frühe Gewerbelandschaften, die zu allerersten Pionierregionen einer Industrialisierung geboren, dann aber auch solche, die erst in der Mitte und am Ende des 19. Jahrhunderts vom beschleunigten Wirtschaftswachstum erfaßt wurden und schließlich noch jene, die praktisch erst nach dem Ende des 2. Weltkrieges in den Sog der Industrialisierung gerieten.

3. Als eine starke Verzerrung der Industrialisierungsgeschichtsschreibung muß es ferner angesehen werden, daß immer wieder vorrangig nur der Steinkohlenbergbau und die Eisen- und Stahlindustrie betrachtet wurden. Es soll keineswegs bestritten werden, daß es sich hier wie in Großbritannien, Belgien und Frankreich zu dieser Zeit um wichtige Schlüsselindustrien handelte, die das wirtschaftliche Wachstumstempo insgesamt stark beeinflussten. Es ist aber nicht angebracht, die in Westfalen so wichtige Textilindustrie und dort besonders die sich mechanisierende Baumwollproduktion, das dynamisch ausgreifende märkische Metallgewerbe oder den kräftig aufstrebenden Maschinenbau zu bloßen Anhängseln der Schwerindustrie zu degradieren. Auch die ganze Lebens- und Genussmittelindustrie Westfalens, insbesondere die Bierbrauereien, die Fleisch- und Wurstfabriken sowie die Nahrungsmittelindustrie und die Branntweinbrennereien gehörten damals zu den umsatzstärksten inländischen Wirtschaftsbranchen. Hier bedarf es ganz erheblicher Korrekturen der historischen Optik, die viel zu einseitig auf das Ruhrgebiet und die Montanindustrie ausgerichtet gewesen ist.

4. Wolfram Fischer und Knut Borchardt haben schon in den sechziger Jahren erstmals in Vorträgen auf die Unzulänglichkeiten volkswirtschaftlicher Durchschnittswachstumswertungen hingewiesen und bei allen Industrialisierungsuntersuchungen eine mehr regional differenzierende Betrachtungsweise verlangt, wozu auch praktische Anwendungsbeispiele geliefert wurden<sup>33</sup>. An Walther G. Hoffmanns klassischem Werk „Stadien und Typen der Industrialisierung“ (1934) und seinem großen statistischen Handbuch „Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“ (1965) sowie amerikanischen Wachstumstheorien sich orientierend, wurde die Frage aufgeworfen, wie groß der Erkenntniswert nationalwirtschaftlicher Analysen ist, wenn volkswirtschaftliche Daten alle räumlichen Unterschiede einleiten und keinerlei Aussagen über die interessanten regionalen Abweichungen möglich sind. Fischer stellte dabei die These auf, daß das Königreich Sachsen wie auch die preußische Rheinprovinz mit Teilen Westfalens den Industrialisierungsprozeß Deutschlands im

19. Jahrhundert angeführt hätten, auch wenn sie ihrerseits noch unentwickelte Regionen beibehielten. Der Vorschlag des Autors, einen Vergleich dieser beiden Führungsregionen untereinander wie mit anderen „backward areas“ (Alexander Gerschenkron) anzustellen, blieb freilich unausgeführt<sup>34</sup>. Ungeprüft blieb vor allem Fischers Hypothese, der „Industrialisierungstyp Westfalen“ habe im Gegensatz zu dem „Industrialisierungstyp Sachsen“ überwiegend auf dem Rohstoff Steinkohle aufgebaut, in dessen Nähe sich dann die Eisenhütten und Stahlwerke ansiedelten. Damit verbunden war seine Aussage, daß große Teile Westfalens und manche Teile der Rheinprovinz noch in der herkömmlichen agrarisch-kleingewerblichen Struktur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus verharrten, während in Sachsen und einigen Teilen des Rheinlandes eine Konsumgüterorientierte Produktion bereits im vollen Gange war. Fischer hat daraus den Schluß gezogen, daß in Westfalen ohne den Anstoß von außen und ohne die große Nachfrage nach Kohle und Stahl, ohne fremde Unternehmer, Techniker und Arbeitskräfte das Ruhrgebiet nicht in wenigen Jahrzehnten voll erschlossen worden wäre, weshalb er dies eine „abgeleitete Industrialisierung“ oder „Industrialisierung des zweiten Stadiums“ nannte. Ob solche Verlaufstypen einer Industrialisierung richtig gesehen worden sind, kann freilich nur eine exakt regional vergleichende Forschung erweisen. Megerle hat neuerdings eingewandt, daß hier erst zwei „leading areas“ in der Phase der Frühindustrialisierung gegenübergestellt worden seien. Notwendig seien aber auch Vergleiche mit den späteren Epochen der Industrialisierung sowie mit damaligen „backward areas“, weil sonst die Wechselwirkungen und das Entwicklungsgefälle zwischen den verschiedenen Regionen verdeckt blieben<sup>35</sup>. Um den Platz Westfalens im Industrialisierungsprozeß Deutschlands richtig bezeichnen zu können, müssen daher noch viele vergleichende Studien und Messungen sowohl nach außen wie nach innen vorgenommen werden.

Glücklicherweise hat auf Anregung Wolfram Fischers sein Schüler Hubert Kiesewetter neuerdings die Industrialisierung des Königreichs Sachsen unter Ausschöpfung des dortigen umfangreichen Zahlenwerks nach mehreren Seiten hin partiell schon untersucht, so daß die geforderten Vergleiche der industriellen Führungsregionen und wirtschaftlichen Führungssektoren nun wesentlich erleichtert werden<sup>36</sup>.

Mit dem Problem der regionalen Differenzierung im Industriezeitalter setzten sich in den letzten Jahren auch eine Reihe schnell aufeinanderfolgender Konferenzen auseinander: So veranstaltete die QUANTUM-Arbeitsgruppe für theoretische Wirtschafts- und Bevölkerungsgeschichte zusammen mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Münster (Prof. Richard H. Tilly) im Jahr 1978 eine erste spezielle Arbeitstagung zum Thema „Integration versus Differenzierung im 19. Jahrhundert“<sup>37</sup>. Ein Jahr später folgte dann ein vom Interdisziplinären Zentrum für Forschung in Bielefeld veranstaltetes internationales Kolloquium „Regionale Entwicklung und Industrialisierung“ unter Leitung des deutsch-britischen Historikers Sidney Pollard<sup>38</sup> und schließlich 1983 eine Tagung der Freien Universität Berlin über „Vergleichende historische Regionalforschung“<sup>39</sup>. Alle die auf diesen drei Tagungen

32 Klaus Megerle: Württemberg im Industrialisierungsprozeß Deutschlands. Ein Beitrag zur Differenzierung der Industrialisierung, Stuttgart 1982, S. 145ff. Vgl. ders.: Regionale Differenzierung des Industrialisierungsprozesses: Überlegungen am Beispiel Württembergs, in: Rainer Fremdling und Richard H. Tilly (Hg.): Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1979, S. 105-131.

35 Megerle, Württemberg (1982), S. 64-65.

36 Hubert Kiesewetter: Bevölkerung, Erwerbstätige und Landwirtschaft im Königreich Sachsen 1815-1871, in: Sidney Pollard (Hg.): Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte, Göttingen 1980, S. 89-106. Ders.: Erklärungshypothesen zur regionalen Industrialisierung in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 67 (1980), S. 305-333.

37 Fremdling/Tilly (Hg.), Industrialisierung (1979).

38 Pollard (Hg.), Region und Industrialisierung (1980).

39 Hubert Kiesewetter und Rainer Fremdling (Hg.): Staat, Region und Industrialisierung, Ostfildern 1985.

33 Wolfram Fischer: „Stadien und Typen“ der Industrialisierung. Zum Problem der regionalen Differenzierung, in: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 464-473, ND. in: Werner Abelshäuser und Dietmar Petzina (Hg.): Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Industriezeitalter. Konjunkturen, Krisen, Wachstum, Königstein/Ts. 1981, S. 464-473.; Knut Borchardt: Regionale Wachstumsdifferenzierung in Deutschland im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des West-Ost-Gefälles, in: Wilhelm Abel u.a. (Hg.): Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, S. 325-339.

gehaltenen Referate zeigen in eindrucksvoller Weise das inzwischen stark angewachsene theoretische Instrumentarium für regional-messende Vergleiche, doch bleiben die gewählten Beispiele noch sachlich, zeitlich wie räumlich eng begrenzt; der Raum Westfalen wird dabei kaum gestreift. Klaus Megerle und Hubert Kiesewetter haben diese verschiedenen neuen Anläufe inzwischen zusammengefaßt und kritisch abwägend bewertet<sup>40</sup>.

5. Bei der Beurteilung der Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert ist schließlich wie bei anderen vergleichbaren preußischen Provinzen und deutschen Einzelterritorien der Rolle des Staates besondere Beachtung zu schenken. Die zentralen Behörden in Berlin sahen natürlich eine ihrer zentralen Aufgaben zunächst darin, die neugewonnenen westfälischen Landesteile in den übrigen Staatsverband nach 1815 einzugliedern. Aufgabe des Historikers ist zunächst die Nachprüfung, inwieweit und in welchen Etappen dieses gelungen ist. Dabei ist auch auf das von Knut Borchardt beschriebene Wohlstandsgefälle zwischen den ostelbischen und den westlichen Provinzen Westfalen und Rheinland zu achten und zu fragen, ob diese Diskrepanzen abgebaut oder umgekehrt noch verschärft wurden<sup>41</sup>.

Aber auch andere Thesen bedürfen der empirischen Verifikation. So hat Sidney Pollard 1973 betont, daß Industrieregionen auch völlig unabhängig von politischer Herrschaft entstehen und sich ausdehnen können<sup>42</sup>. Dahinter steht die Vermutung, es habe wenigstens einige Jahrzehnte im 19. Jahrhundert so etwas wie einen liberalen „Nachtwächterstaat“ gegeben. Er schlug ferner vor, den europäischen Industrialisierungsvorgang zwar als einen in sich strukturierten und vielschichtigen, aber dennoch generell einheitlichen Vorgang zu verstehen und nicht als ein Neben- und Nacheinander von verschiedenen Industrialisierungsvorgängen. Demgegenüber haben andere Historiker auf die große Rolle der staatlichen Agrar- und Gewerbeförderung gerade in den Phasen der Frühindustrialisierung sowie die verschiedenen politischen Traditionen aufmerksam gemacht, die den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung entscheidend beeinflussten. Diese höchst gegensätzlichen Thesen von der relativen Bedeutungslosigkeit bzw. der hohen Initialkraft der Regierung stehen sich hier noch diametral gegenüber. Wenngleich das Vorhandensein staatlicher Einflüsse auf das Wirtschaftswachstum von niemandem geleugnet wird, so ist doch exakt anhand der Akten und Statistiken zu kontrollieren, ob und wann es zu planvollen obrigkeitlichen Lenkungsvorgängen kam und inwieweit diese von meßbarem Erfolg begleitet waren. Vor allem sind aber die verschiedenen Phasen und der Grad der Intensität des staatlichen Wirtschaftsdirigismus zu beachten. Der preußische Bergbau lehrt z.B., daß das spätmerkantilistische Direktionsprinzip zwar schon seit den 1840 Jahren immer mehr obsolet wurde, die Ablösung dieser einschneidenden Bestimmungen aber noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts andauerte. Nach endgültiger Verabschiedung der preußischen Bergrechtsreformen kam es zwar zu einer kurzen Phase des Hochliberalismus im Berg- und Hüttenwesen, doch schon in den achtziger und neunziger Jahren setzte die staatliche Sozialpolitik sowie die Kartellierung dieser

<sup>40</sup> Megerle, Württemberg (1982); Kiesewetter, Erklärungshypothesen (1980).

<sup>41</sup> Nach Borchardt bestand wegen der relativen Gewerbeamut im ostelbischen Raum schon in vorindustrieller Zeit ein Preisgefälle bei Agrarprodukten; so daß es zu umfangreichen Getreidelieferungen von Ostelbien nach Westeuropa kam. Auch im frühen 19. Jahrhundert stieß die ostelbische Bevölkerung noch nicht an die Grenzen ihrer Erwerbsmöglichkeiten, sondern konnte wegen der großen Landreserven noch eine steigende Nachfrage nach Agrargütern durch vermehrten Einsatz der Faktoren Boden und Arbeit befriedigen. Von den großen Getreideexporten und der guten Agrarkonjunktur profitierte aber nicht die Masse der ostelbischen Landbevölkerung. Die Junker konservierten die für sie günstige ostelbische Agrarverfassung auch nach 1850, so daß der Osten Deutschlands mit Ausnahme Oberschlesiens nicht an der Industrialisierung teilnahm, die Teile Mittel- und Westdeutschlands erfaßte. Borchardt folgt hier der Exportbasis-Theorie des amerikanischen Nationalökonom Douglas C. North, der die strategische Bedeutung der Ausfuhr für das Wirtschaftswachstum betont. Die großen Agrargütererlöse in Ostelbien lösten damit wenig interne Sekundäreffekte aus. Als die Getreidepreise sanken, kam es dann zur großen Ost-West-Binnenwanderung. Vgl. Borchardt, Wachstumsdifferenzierung (1966).

<sup>42</sup> Sidney Pollard: Industrialization and Integration of the European Economy, in: Otto Büsch u.a. (Hg.): Industrialisierung und „europäische Wirtschaft“, Berlin 1976, S. 9.

Epoche wieder ein Ende. Hinter dem Schlagwort von der Rolle des Staates in der Wirtschaft verbirgt sich in Wahrheit daher eine Fülle von hochkomplexen Sachverhalten, die sich gerade in Westfalen gut analysieren lassen, weil hier die unterschiedlichsten politischen Traditionen aufeinandertrafen, die erst nach und nach miteinander zu neuem Recht verschmolzen.

Dieser Katalog von Forschungsaufgaben ließe sich noch beträchtlich erweitern. Die Gedankengänge sollen hier aber abgebrochen werden, da es sich nicht um die Darstellung eines ausgefeilten großen Forschungsprogramms, sondern nur um kursorisch-einleitende Bemerkungen zu einigen neuen Untersuchungsergebnissen handelt, die sich um das Problem der Industrialisierung in Westfalen drehen. Umso wichtiger ist es aber, abschließend die Absichten der nachfolgenden Beiträge kurz zu skizzieren, um das gemeinsame Anliegen des Bandes deutlicher herauszutreten zu lassen:

Die erste Abhandlung von Maria Blömer befaßt sich erstmals mit verschiedenen Aspekten des ländlichen Geld- und Kreditwuchers, wie er im frühen 19. Jahrhundert noch in Westfalen zu beobachten war. Anhand einer aktuellen Begriffsbestimmung wird zunächst deutlich gemacht, mit welchen subjektiven Emotionen der Ausdruck Wucher auch heute noch allgemein befrachtet ist. Anhand des begriffsgeschichtlichen Wandels und der Beziehung zwischen Wucher und jüdischem Handel sucht die Autorin dann zu zeigen, wie schwierig es zu jeder Zeit gewesen ist, den Terminus „Wucher“ objektiv zu bestimmen und wie sehr die rechtliche wie die wirtschaftliche Fixierung der Wucherproblematik den realen Gegebenheiten hinterherhinkte. Immer wieder bedurfte es einer Korrektur und Neuorientierung des Wucherbegriffes gemäß der jeweiligen wirtschaftlichen Lage. Offenbar war der Ausdruck Wucher immer leidenschaftlichen Reaktionen ausgesetzt, wobei die handelstreibende jüdische Bevölkerung oftmals dem Vorurteil begegnete, es gäbe einen „typischen jüdischen Wucher“, ohne daß man für eine solche Stigmatisierung handfeste Beweise hatte.

Der Aufsatz verdeutlicht an anschaulichen historischen Beispielen diese disparate Wucherproblematik auf dem Lande. Mangelnde Kenntnis der Kredit- und Rechtsgeschäfte bei den westfälischen Bauern sowie persönliche Beziehungen zwischen Bauern einerseits und Vieh-, Getreide- und Geldhändlern andererseits, die oftmals jüdischer Abkunft waren, prägten das Bild des vorindustriellen ländlichen Kreditsystems, das noch ganz unzureichend organisiert war und gewisse Wucherpraktiken geradezu herausforderte. Alle hier vorkommenden Rechts-, Geld- und Kreditgeschäfte wurden oftmals in negativer Weise personalisiert. Auffälligerweise zeigte sich, daß Klagen über den personifizierten Wucher immer in den Not- und Krisenzeiten besonders geschürt wurden, wobei die eigentlichen Ursachen der Misere dann in den Hintergrund traten. Die Propaganda gegen den jüdischen Wucher, dessen ältere Wurzeln in früheren Jahrhunderten nicht einfach auszumachen sind, zeigte sich in Westfalen offenbar noch im ganzen 19. Jahrhundert und gipfelte in antisemitischen Wellen der 1870er und 1880er Jahre.

Bei der Begründung von ersten ländlichen Kreditorganisationen wurde immer wieder die Eindämmung des Wuchers als Motiv angeführt. Zu beachten ist dabei, wie die Verfasserin unterstreicht, daß die Wucherbekämpfung aber vielfach auf falschen Einschätzungen der damaligen Geld- und Kreditmarktverhältnisse beruhte, bei dem das Wesen von Angebot- und Nachfragebewegungen nicht richtig erkannt wurde. Trotz des theoretisch gepriesenen Liberalismus bedurfte es vielfach noch protektionistischer Maßnahmen auf dem Lande, wobei die landwirtschaftlichen Interessenverbände den landbesitzenden Bauern einseitig zu begünstigen und den Landhandel generell zu diskriminieren versuchten.

Eng verbunden mit dieser Problematik ist der zweite Beitrag von Kordula Egenolf zur Geschichte der westfälischen Sparkassen im frühen 19. Jahrhundert. Hier wird die aus früheren Einzelstudien schon bekannte Ansicht noch einmal breit untermauert, daß die Genesis dieser Sparinstitute zunächst überwiegend von sozialfürsorglichen und philanthropischen Überle-

ungen bestimmt gewesen ist. Den Armen oder „Vermögenslosen“, den geringer bemittelten Handarbeitern, den kleinen Handwerkern, Tagelöhnern, Dienstboten sowie anderen Angehörigen der „arbeitenden Klassen“ sollte die Gelegenheit gegeben werden, Ersparnisse zu bilden und für diese eine angemessene Verzinsung zu empfangen. Die Verfasserin zeigt anhand einer exemplarischen Darstellung der Sparkassen in Soest, Bielefeld und Münster, wie sehr jede einzelne dieser Sparkassengründungen aber darüber hinaus von den jeweiligen regionalen Bedingungen abhängig gewesen ist, so daß sich bemerkenswerte Entwicklungsdifferenzierungen ergeben. Mit gewisser Berechtigung kann vermutet werden, daß sich viele der hier gefundenen Ergebnisse auf andere westfälische Sparkasseneinrichtungen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts typisierend übertragen lassen. Schon jetzt zeichnet sich bei diesen ersten Studien ab, daß der besonders gewerbereiche preußische Regierungsbezirk Arnsberg bei der Entwicklung des Sparkassenwesens in Westfalen eine Vorrangstellung einnahm. In einem zweiten Teil des Aufsatzes wird dann untersucht, ob sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die ursprünglichen Aufgabenstellungen änderten und das Ziel „Die Sparkasse als Hilfe zur Selbsthilfe“ verwirklicht werden konnte oder nicht. Der Aufsatz ist insgesamt eine wichtige Ergänzung zu sparkassengeschichtlichen Forschungen der neueren Zeit, die in anderen Regionen durchgeführt worden sind. Sie führen in Westfalen vor allem Erkenntnisse und Überlegungen fort, die von Adolf Trende vor mehr als fünfzig Jahren erstmals angestellt wurden.

Neben den Wurzeln der heutigen Spar- und Darlehnskassen interessiert natürlich auch die erste direkte staatliche Hilfe für die Landwirtschaft. Hans-Joachim Behr untersucht daher in seinem Beitrag anschließend, welche Rolle der Staat bei der Entstehung des ländlichen Vereinswesens spielte, das den wirtschaftlichen und technischen Fortschritt verbreiten half. Zwischen 1807 und 1811 waren bekanntlich in Preußen die neuen Grundsätze verkündet worden, die nicht nur das Verhältnis zwischen Grundherren und Bauern, sondern auch zwischen Staat und Landwirtschaft auf eine neue Grundlage stellten. Neben einer Beseitigung vieler überkommener Behinderungen sollte gleichzeitig die bäuerliche Wirtschaft durch gezielte staatliche Maßnahmen angekurbelt werden. Die großen agrarischen Emanzipationsgesetze wurden zwar verkündet, doch verhinderte die anhaltende Finanznot des preußischen Staates zunächst die Subventionierung der Landwirtschaft, deren nationalökonomische Bedeutung in den 1830er Jahren zunehmend erkannt wurde. Wie der Verfasser nun nachweisen kann, propagierte eine Denkschrift des westfälischen Oberpräsidenten Ludwig Freiherr von Vincke 1836 als geeignete Multiplikatoren landwirtschaftlichen Fortschritts die landwirtschaftlichen Vereine, die er deshalb mit entsprechenden Mitteln aus der Staatskasse auszustatten sich bemühte. Schon 1837 wurde in Westfalen je zur Hälfte aus Mitteln der Provinz und des Staates ein neuer Provinzialfonds von jährlich 1800 pr. Talern für solche Zwecke geschaffen. Vincke, der von der Staatsregierung die zehnfache Summe gefordert hatte, verwandte die relativ geringen Beträge gezielt für beispielhafte größere Unternehmungen zur Hebung der westfälischen Landwirtschaft. Die Provinzialstände setzten aber nach einigen Jahren die Bestimmung durch, daß die sich bildenden Kreisvereine die Aufteilung dieser Gelder in Form von Prämien vornehmen sollten. Weitere, ebenfalls nur mäßige Förderungsmittel flossen der westfälischen Landwirtschaft im Vormärz aus der „Paderborner Hilfskasse“, die bei der Ablösung der Bauern eine große Rolle spielte, sowie durch einen Kulturfonds des 1811 im Zuge der Agrarreformen schon geplanten, aber erst 1842 dann eingerichteten Landesökonomiekollegiums zu. Wie der Autor resümierend feststellt, blieben die finanziellen Mittel zur Verbreitung des agrarischen Fortschritts letztlich so unerheblich, daß damit nicht viel in der Praxis bewirkt werden konnte. Ihr Erfolg war zudem wesentlich an die tatsächlich voranschreitende Neugestaltung der westfälischen Agrarverfassung gebunden. Nach der Jahrhundertmitte, also nach dem Abschluß der liberalen Agrarreformen, wurden die Finanzhilfen zum Zweck der Intensivierung und Rationalisierung unter anderen Vorausset-

zungen beträchtlich ausgeweitet. Das landwirtschaftliche Vereinswesen blühte nun mächtig empor, und die „agrarische Revolution“ begann auch in Westfalen ihre Früchte zu tragen.

Auch im Bereich der Gewerbeförderung wurde vom preußischen Staat den Gewerbevereinen entgegen den Annahmen der älteren Forschung frühzeitig starke Beachtung geschenkt. So waren die Väter der liberalen Gewerbefreiheit von der Notwendigkeit einer verbesserten Handwerker- und Kerkerausbildung von Beginn an überzeugt. In einem Beitrag zeigt Gerhard Deter, daß neben privaten Initiativen, die meist wegen mangelnder Unterstützung scheiterten, bereits in den zwanziger Jahren in einigen westfälischen Städten erste „Provinzial-Gewerbeschulen“ Bedeutung gewannen. Da diese sich aber wegen des ganztägigen Unterrichts für die Masse der jungen Handwerker als ungeeignet erwiesen, förderte der Oberpräsident Vincke die Errichtung von „Sonntagsschulen“ nach englischem Beispiel, in denen auch berufstheoretische Kenntnisse vermittelt werden sollten.

Seit dem Beginn der dreißiger Jahre begann dann aber der allgemeinbildende Unterricht größere Bedeutung zu gewinnen, weshalb das Interesse der Lehrlinge und Gesellen an diesen Einrichtungen wieder abnahm. Das gewerbliche Fortbildungswesen nahm nach der Revolution von 1848/49, in deren Verlauf die Handwerker ihre Interessen erstmals geschlossen artikulieren konnten, dann beachtlichen Aufschwung. Besonders erfolgreich bei der Förderung derartiger Einrichtungen in dem ersten Industrialisierungsschub der fünfziger Jahre erwies sich die Regierung in Arnsberg. Wie hier dann nachgewiesen wird, ging die Zahl der Schüler Ende der fünfziger Jahre rasch wieder zurück, um erst Mitte der siebziger Jahre wieder zuzunehmen.

Wie Deter zusammenfassend feststellt, war die Breitenwirkung der gewerblichen Berufsausbildung in Westfalen bis zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gering, was sich mit der geringen anfänglichen Förderung des landwirtschaftlichen Vereinswesens deckt. Dennoch sind hier entscheidende Entwicklungskeime gelegt worden. Die nachhaltige Verbesserung des Fortbildungswesens ist erst nach der Reichsgründung zu beobachten gewesen.

Nach dieser Betrachtung der staatlichen Bemühungen zur Förderung des agrarischen und gewerblichen Bildungsfortschritts richtet sich der Blick auf den Wandel der einzelnen Wirtschaftssparten. Angela Zatsch hat sich für ihre Betrachtung des Mühlengewerbes ausgesucht, das sowohl zur Landwirtschaft wie zum Gewerbe gerechnet werden kann und den allmählich sich beschleunigenden Übergang von der alten agrarischen zur neuen industriellen Welt besonders klar erkennen läßt. Zunächst weist sie nach, daß sich die Standorte der Mühlen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch strikt nach den nahegelegenen Absatzmärkten richteten. Jedes Dorf und jede Stadt besaß eigene Mühlen, die die Rohstoffe der umliegenden Landwirtschaft verarbeiteten. Ein größerer Getreidehandel fand in Westfalen wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse, der fehlenden Finanzierungsgelegenheiten sowie der geringen Kaufkraft nur in sehr geringem Umfang statt, so daß die Bevölkerung bei schlechten Ernten oftmals der Teuerung oder sogar Hungersnöten ausgesetzt war. Der Kornhandel wurde zudem durch das latente Mißtrauen der Zeitgenossen erschwert, denn in der noch dominierenden Naturalwirtschaft besaßen die Müller viele Möglichkeiten, ihre Kunden zu übervorteilen. Zatsch weist dann nach, daß der überörtliche Getreidehandel erst mit der Entstehung des rheinisch-westfälischen Industriebezirks und den sprunghaft anwachsenden Bevölkerungszahlen in den Städten an Bedeutung zunahm. Es entwickelten sich nun erste überregionale Getreidemärkte, auf denen es zu einem Ausgleich zwischen den agrarischen Überschußgebieten und den mehr bevölkerten Industriezonen kam. Damit war nach Ansicht der Autorin die Voraussetzung zur größeren Verbreitung von neuen Handlungsmühlen geschaffen. Solche Müller kauften nun größere Mengen an Getreide auf eigene Rechnung und belieferten die Bäcker und Mehlhändler der sich rasch ausdehnenden Städte. Interessanterweise wird der Nachweis geführt, daß die größeren Mühlen zunächst dem Bau der Eisenbahnlinien folgten, während im Umfeld der alten Landmühlen weiterhin das Fuhrwerk das wichtigste Transportmittel blieb. Mit zunehmender Expansion der

Städte konnten die einheimischen Ernten seit den 1870er Jahren die Nachfrage allein nicht mehr befriedigen, folglich mußte zur Versorgung der städtischen Konsumenten verstärkt auswärtiges Getreide herangeführt werden. Die fabrikmäßig betriebenen Großmühlen siedelten sich nach Zatsch nun vermehrt auch an den natürlichen und künstlichen Wasserstraßen an. Hier konnten gegenüber früher geradezu riesige Getreidemengen kostengünstig verarbeitet und das Mehl leicht abgesetzt werden. In den ländlichen Regionen hingegen oder dort, wo ausschließlich einheimischer Roggen vermahlen wurde, stellten die über das ganze Land verstreuten alten Wind- und Wassermühlen auch bei Anbruch des 20. Jahrhunderts immer noch Roggenschrot in handwerksmäßig betriebener Flachmüllerei her. Einen Übergang von der Lohn- und Handelsmüllerei bzw. eine immer schärfere Drosselung der Lebensfähigkeit der kleinen Landmühlen durch den mechanisierten Großmühlenbetrieb ist nach den Erkenntnissen dieses Beitrages in ganz Westfalen bis zu den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts nirgends festzustellen. Die Dezentralisation des Mühlengewerbes blieb auch nach dem Ersten Weltkrieg noch bestehen. Insgesamt gingen aber auch die älteren Mühlen dazu über, Motoren und andere Antriebsmaschinen anzuschaffen. Nach Meinung der Autorin ist die so oft beschriebene Polarisierung zwischen mechanisiertem Großbetrieb und Handwerk in Westfalen bei den Getreidemühlen nicht zu beobachten gewesen, vielmehr erlaubte die Wirtschaftsstruktur der Provinz einem großen Teil der alten Kleinmühlen eine allmähliche Anpassung an die Erfordernisse des Industriezeitalters.

Daran anschließend beschäftigt sich Clemens Wischermann mit der Entwicklung der modernen Textilindustrie, die für einige Teile Westfalens besonders prägend wurde. Dabei hat er sich eine besonders ungewöhnliche Problemstellung vorgenommen: Ziel seines Beitrags ist nämlich die Weiterentwicklung historischer Wirtschaftskarten für Westfalen 1800 - 1861, vor allem anknüpfend an die wichtigen bisherigen Vorarbeiten Stephanie Reekers'. Erfäht werden im Gegensatz zu üblichen Zugriffen keine einmaligen Zustände, sondern Entwicklungsphasen in mehreren vergleichbaren zeitlichen Querschnitten. Nur von einer dichten Abfolge historischer Wirtschaftskarten läßt sich nach Ansicht des Verfassers erwarten, daß sie nicht nur einen, nie befriedigend zu definierenden Ur-, Früh- oder Spätzustand wiedergeben, sondern gerade das vielfältige Nebeneinander vor- und frühindustrieller Erscheinungsformen hervortreten lassen. Ausführlich wird auf zwei zentrale Probleme derartiger Wirtschaftskarten eingegangen, nämlich die schwierige statistische Quellengrundlage dieser Zeit, für die der Verfasser Ergebnisse neuer Recherchen vorlegen kann, sowie auf die leitenden Darstellungsprinzipien; hier entschied sich der Verfasser mit Blick auf die Diskussion um „Region und Industrialisierung“, Quellenzwänge und das Gebot einer möglichst großen Anschaulichkeit für den Stadt- und Landkreis als wichtigstes räumliches Gliederungsmoment in der Kartenfolge. Das in seinem Aufsatz anhand arbeitsaufwendiger Karten vorgeführte Beispiel zeigt die Entwicklung des westfälischen Textilgewerbes im Spiegel teils fortentwickelter, meist jedoch neuer und vor allem untereinander streng vergleichbar gehaltener Wirtschaftskarten, als die kleinräumliche Erfassbarkeit statistischer Daten vorläufig abbricht, jedoch auch der Durchbruch der westfälischen Industrialisierung sich im Kartenbild niederschlägt.

Bei der Minden-Ravensberger Zigarrenindustrie, die Bernd-Friedrich Thielking bearbeitet hat, ist eine enge Verbindung zur vorindustriellen Wirtschaft und eine starke Einflußnahme des modernen Verkehrs zu beobachten gewesen. Zur Entstehung des durch einen ausgeprägt manuellen Fertigungsprozess gekennzeichneten Gewerbes trugen bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche günstige Rahmenbedingungen bei. So führte der allmähliche Niedergang des traditionellen Leinengewerbes in Ostwestfalen zur Freisetzung eines umfangreichen handwerklich erfahrenen Arbeitskräftepotentials. Die günstige Verkehrsanbindung Minden-Ravensbergs durch die Weser an den Überseehafen Bremen konnte den fehlenden eigenen Tabakanbau gut ausgleichen, zumal die Zugehörigkeit zum Deutschen Zollverein und eine im

19. Jahrhundert stetig zunehmende Zigarrenkonsumtion weitere wichtige Impulse für die Entstehung einer westfälischen Zigarrenfabrikation darstellten.

Wie der Autor nachweisen kann, waren die ersten Initiatoren der westfälischen Zigarrenindustrie entgegen einer häufig vertretenen These keine hanseatischen Kaufleute, sondern ortsansässige Unternehmer, die über den Tabakhandel seit dem Ende der 1820er Jahre zu der mehr lukrativen Zigarrenherstellung gelangten. Nach Thielking kam es in der Frühphase der Minden-Ravensberger Zigarrenindustrie bis etwa 1870 zu grundlegenden regionalen und strukturellen Differenzierungen, die das Bild der Zigarrenindustrie bis zur Mitte dieses Jahrhunderts dann prägten. Neben einer räumlichen Verlagerung aus dem Wesergebiet in die lohnkostengünstigeren peripheren Landgemeinden um die Stadt Bünde als neuem Zentrum setzte auch eine zunehmend betriebliche Diversifikation mit Filialfabriken und einer Hausindustrie ein. Wenn auch nach Ansicht des Verfassers der im ganzen positive Konjunkturverlauf zeitweilig durch Absatzkrisen gekennzeichnet war, so entwickelte sich die Zigarrenindustrie mit ihrem eindeutigen Schwergewicht in den nördlichen Kreisen der Region zu einem der bedeutendsten Industriezweige der ostwestfälischen Wirtschaft am Beginn des Maschinenzeitalters.

Gleich den Mühlen und der Zigarrenindustrie fand auch die westfälische Glasmacherei bisher so gut wie keine Beachtung bei der Geschichtswissenschaft. Barbara Leidinger-Sommer versucht nun erstmals diesen Gewerbebereich zusammenfassend in der Gründungsgeschichte auszuleuchten. Wie sie überzeugend nachweisen kann, vollzog sich der industrielle Fortschritt der westfälischen Glashütten besonders im Bereich der Tafelglasproduktion. Während die Hohlglashütten noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus aufgrund produktionsbedingter Eigenarten ihrer traditionellen Struktur verhaftet blieben, ermöglichten technische Neuerungen bei der Tafelglasherstellung erste Schritte in Richtung auf eine Industrialisierung. Auf der Basis verbesserter Heiz- und Ofentechniken erfolgte hier eine erste Mechanisierung im Produktionsprozeß. Vorbilder lieferte hierfür das besonders frühzeitig industrialisierte Belgien. Wie Leidinger-Sommer zeigen kann, gab es Ende der 1820er Jahre erst eine einzige auf Tafelglas spezialisierte Glashütte in Witten-Crengeldanz. Mit dem zunehmenden technischen Fortschritt und der deutlich verbesserten Infrastruktur kam es dann seit den vierziger Jahren zu einer regelrechten Gründungswelle von Tafelglasfabriken in Westfalen, wobei technische Innovationen mit Änderungen der betriebswirtschaftlichen Organisation einhergingen. Besonders einschneidende Wandlungen ergaben sich in der Unternehmensführung. Wie gezeigt wird, waren die ausführenden Glasmacher aber ebenso sehr von dem Schritt ins industrielle Zeitalter betroffen: Arbeitsbedingungen, Ausbildung, Berufsbild und sozialer Status wurden noch stärkeren Veränderungen in Richtung eines gesellschaftlichen Abstiegs unterworfen. Das Verschwinden der Kinderarbeit und der Fortbestand des traditionellen Werkwohnungsbaus erscheinen dagegen auf der positiven Seite.

Wolfgang Muths anschließendes Portrait der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ahlens ist ein gutes Beispiel dafür, wie die beginnende Industrialisierung eine einstmals behäbige und ruhige münsterländische Ackerbürgerstadt innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne ebenso von Grund auf verändern konnte. Der Schwerpunkt des dortigen Wirtschaftslebens, der jahrhundertlang bei der Landwirtschaft und beim traditionellen Handwerk gelegen hatte, verlagerte sich zur Industrie. Dieser Umwandlungsprozeß verlief, wie der Verfasser zeigen kann, zunächst noch in relativ ruhigen Bahnen. Mit dem Abteufen der ersten Steinkohlenzeche wurde die kleine Gemeinde dann aber in eine Bergbaustadt verwandelt, die nun sprunghafte Veränderungen zeigte. Innerhalb von 14 Jahren, nämlich von 1900 bis 1914, verdreifachte sich die Ahlener Bevölkerung, die vorher nur langsam zugenommen hatte. Durch die Zuwanderung fremder Arbeitskräfte wandelten sich auch die politischen wie sozialen Verhältnisse von Grund auf. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts stellte die Arbeiterschaft nun die größte Berufsgruppe dar. Damit kam nun auch politische Unruhe in das Leben der Stadt. Gewerkschaften wurden ins Leben

gerufen, und die Sozialdemokratie übernahm nun eine Vorreiterrolle; christliche Gewerkschaften wurden bemerkenswerterweise erst als Reaktion auf ihr Entstehen gegründet. Auch parteipolitisch eroberte die sozialistische Arbeiterbewegung nun ihren Platz in dem ehemals katholisch-konservativen Städtchen. Bis zum 1. Weltkrieg bestimmten freilich die katholische Kirche und das Zentrum weiterhin die Kommunalpolitik. Der Beitrag macht anhand der erstmals ausgewerteten lokalen Quellen deutlich, daß die alteingesessene Bevölkerung zwar mit gewissem Stolz auf das wirtschaftlich Erreichte reagierte, die demographischen wie politischen Folgen aber mit großer Ablehnung betrachtete. Die sich hier neu aufbauenden politischen und sozialen Spannungen prägten fortan auf Jahrzehnte das Leben der Stadt Ahlen, die unter anderem auch noch zur Heimat einer neuen Emailleindustrie wurde.

Zwei weitere Abhandlungen wenden sich dann der Produktion und der Konsumtion des Salzes zu. Zunächst zeigt Dieter Burgholz, daß die westfälische Salzgewinnung bis zu ihrem endgültigen Niedergang durch ein stetes Wechselspiel von privater und staatlicher Unternehmung geprägt gewesen ist. Private Sälzer, Pfännerschaften und eine „Salinen-Sozietät“ waren erste Initiativen zum Abbau der Salzvorkommen, doch gerieten sie wegen des Bergregals regelmäßig in den Zugriff eines Landesherren und wurden von ihm dann total abhängig. Der Staat in Gestalt des Fürstbischofs und der preußischen Bergbehörde betätigte sich im Salinenwesen als Unternehmer, Verpächter oder Aufsichtsbehörde. Einfuhrverbote, Schutzzölle, Wegzollbefreiungen und Kanalbauten zielten auf eine staatliche Förderung des Salinenwesens in Westfalen und gingen damit weit über die übliche Wirtschaftshilfe hinaus. Das staatliche Salzmonopol, das beachtliche Einnahmeüberschüsse abwarf, diente zur Finanzierung des Staatshaushaltes und nicht zur Senkung des Salzpreises. Der preußische Staat zog sich, wie an den staatlichen Salinen Königsborn und Rothenfelde geschildert wird, erst Anfang der 1870er Jahre aus dem Salinenwesen zurück, nachdem die Erträge aus dem Salzmonopol wegen der Finanzreformen an Bedeutung verloren und neue reiche Steinsalzlager entdeckt worden waren. Nun erst konnte das Salz zu einem billigen und für jedermann erschwinglichen Gewürz werden.

Volker Jarrens Aufsatz über den Salzschnuggel zwischen 1815 und 1854 zeigt gleichsam als Pendant zu diesen Ausführungen, wie sich die preußische Salzpolitik für den einfachen Verbraucher auswirkte. Die von ihm erstmals herangezogenen Quellen lassen keinen Zweifel daran, daß hiermit zusammenhängend Zoll- und Steuervergehen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Massendelikte darstellten, die besonders das Alltagsleben der Grenzbevölkerung prägten und die auch die staatlichen Aufsichtsorgane dauernd beschäftigten. Das Salz war für das Würzen der Speisen und besonders aber das Konservieren vieler Nahrungsmittel unentbehrlich und konnte nicht selbst hergestellt werden. Es war darum eines der am häufigsten geschmuggelten Güter. Da es sich hier um ein staatliches Monopolgut handelte, war der Fiskus in seinen Interessen hier direkt betroffen. Volker Jarren hat darum bei seiner Darstellung auf die speziell gegen den Salzschnuggel erlassenen Kontrollmaßnahmen ein ganz besonderes Gewicht gelegt. Die hohen, staatlich festgesetzten Salzpreise wie auch die bisher genannten Maßnahmen belasteten die Masse der Bevölkerung außerordentlich. Die Reaktionen des Provinziallandtages sowie der Kreis- und Lokalbehörden bzw. deren Auseinandersetzungen mit den Finanzbehörden belegen dies eindringlich.

Der Salzschnuggel bildete, wie der Verfasser betont, ein Strafvergehen, das vornehmlich von Angehörigen der ländlichen Unterschichten begangen wurde. Der illegale Bezug des ausländischen Salzes war für sie besonders in der Zeit des vormärzlichen Pauperismus eine der bescheidenen Möglichkeiten, um die Folgen von Notlagen, seien sie konjunkturell-saisonaler oder struktureller bzw. auch individueller Art gewesen, abzumildern. Jarren meint daher, daß die diesem delinquierenden Verhalten zugrunde liegenden Handlungsmotive den damaligen Salzschnuggel als „soziale Kriminalität“ auswies. In dem Fall offenbart sich hier eine besonders enge Verwobenheit zwischen staatlicher Politik, Wirtschaft und sozialem Verhalten.

Die letzten vier Abhandlungen kreisen schließlich um die westfälische Montanindustrie, die bei einem solchen wirtschaftsgeschichtlichen Überblick nicht fehlen darf. Martin Gesing untersucht zunächst ein kurzzeitiges und regionales Phänomen, das aber blitzlichtartig die Anfänge des Industrialisierungsprozesses im Münsterland beleuchtet. Der Bergbau auf das seltene Mineral Strontianit, von dem nach 1880 große Mengen an die deutsche Zuckerindustrie abgesetzt werden konnten, bewirkte in den gewerblich zurückgebliebenen ländlichen Gebieten des südlichen Münsterlandes für einige wenige Jahre einen wirtschaftlichen und sozialen Umbruch, dem nach kurzer euphorischer Hinwendung aber ein ebenso rascher Niedergang folgte – ein Vergleich mit dem kurzen hektischen Goldrausch in Kalifornien in der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt daher nahe. Für die wirtschaftliche Entwicklung Westfalens blieb diese kurze wirtschaftliche Scheinblüte freilich ohne Belang. Dieses Beispiel lehrt, daß sich nicht alle Wege zum Industriestaat als erfolgreich erwiesen und manche auch in einer Sackgasse endeten. Eine Geschichte dieser und ähnlich gescheiterter Unternehmungen ist bis heute noch nicht geschrieben, dennoch darf auch sie bei einer sorgsam registrierenden Industrialisierungsgeschichte nicht völlig übergangen werden.

Zu den wirklichen Schlüsselsektoren der ersten Industrialisierungsphase gehörte dagegen die Eisenindustrie. Westfalen bildete, wie das schon öfter geschildert wurde, eines der kontinentalen Hauptzentren bei den bereits im 18. Jahrhundert in Großbritannien entwickelten Techniken, Roh- und Schmiedeeisen mit Hilfe von Steinkohlen und Koks zu erzeugen. Die neue britische Technik und die damit verbundene Betriebsorganisation wurden aber, wie Rainer Fremdling nachweisen kann, nicht mit einmal komplett, sondern nach und nach stückweise rezipiert. In dem gegenüber der neuen Hochofentechnik eher defensiv eingestellten Siegerland mit seinem jahrhundertealten, traditionell auf Holzkohle ausgerichteten Eisengewerbe modernisierte man zunächst nur die Weiterverarbeitung des Roheisens zum Schmiedeeisen durch den mit Steinkohle befeuerten „Puddelofen“, während man bis in die 1860er Jahre hinein den übrigen Bereich weitgehend wie früher beließ. Im Ruhrgebiet, der vergleichsweise jungen eisenschaffenden Region, wurden als Reaktion auf den Eisenbahnbau aber große Puddel- und Walzwerke zunächst ohne eigene Roheisenbasis gegründet. Darin verarbeitete man vorwiegend aus Belgien und Schottland importiertes Roheisen. Erst relativ spät, nämlich in den 1850er Jahren, gliederte man auch diesen Werken an der Ruhr moderne Kokshochöfen an. Diese auf den ersten Blick seltsam verzögerte, dann aber rasche Einführung der Kokshochöfen erklärt der Verfasser, abweichend von der bisherigen einschlägigen Literatur, von der Nachfrageseite her.

Seit dem Ende der 1820er Jahre stellte im Ruhrgebiet der Absatz der schnell steigenden Ruhrkohlenproduktion ein besonders Problem dar. Zur Befriedigung der Nachfrage nach Steinkohlen vor allem durch die eisenverarbeitende Schwerindustrie sowie das Textilgewerbe, aber auch durch die großen Abnehmermärkte am Niederrhein und in Holland reichten die vorhandenen Transportkapazitäten nicht mehr aus. Noch ungünstiger war die Situation in Nord-Mittel- und Ostdeutschland, wo größtenteils noch die englische Importkohle (sea coal) dominierte.

Wie Walter Steitz in seinem Beitrag dann zeigen kann, konnten erst der überregionale Eisenbahnbau und dann der erweiterte Ausbau der Querverbindungen und Anschlußbahnen ab 1850 hier eine entscheidende Änderung bewirken. Der Kohlenabsatz konnte nicht nur wegen der großen Transportkapazitäten der Eisenbahn, sondern vor allem auch wegen der niedrigeren Frachtkosten wesentlich gesteigert werden. So wurden nach Berechnungen des Verfassers schon 1851 24,9 v.H. und dann 1860 55,1 v.H. der Steinkohlenförderung an der Ruhr per Schiene versandt. Die Lieferungen der Steinkohlenzechen an die Eisenbahngesellschaften für deren Eigenverbrauch und für den Fernabsatz waren neben dem Verkauf an die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebietes die ausschlaggebenden Kalkulationsfaktoren. Ein Aufblühen des Bergbaus wäre ohne den rechtzeitigen Eisenbahnbau sehr viel schwieriger oder vielleicht auch gar nicht möglich gewesen.

Der Aufbau der neuen Schwerindustrie im Ruhrgebiet war, was später allzu schnell wieder in Vergessenheit geriet, mit einer Fülle von tiefgreifenden Umweltschäden verbunden. Der letzte Beitrag von Ulrike Klein untersucht als Fallbeispiel dazu die Gewässerverschmutzung des Emschergebietes durch den Steinkohlenbergbau am Ende des 19. Jahrhunderts. Der Verfasserin geht es vor allem darum, den Wandel der rechtlichen Rahmenbedingungen auf diesem Gebiet und damit den Prozeß des allmählichen Umdenkens nachzuzeichnen. Alle die Umwelt betreffenden rechtlichen Regelungen waren ursprünglich, was kaum verwundern kann, primär an den Bedürfnissen des Agrarstaates ausgerichtet. Am Ende des Untersuchungszeitraumes wurden die industriellen Interessen erstmals stärker als die landwirtschaftlichen berücksichtigt. Die Verfasserin sah ihre Hauptaufgabe darin, die Aktionen, Reaktionen der von Umweltschäden Betroffenen und Verursacher sowie die Maßnahmen staatlicher Aufsichtsbehörden in ihren Wechselwirkungen herauszuarbeiten, wobei die angestrebten und die wirklich durchgeführten Lösungsstrategien zur Behebung der Gewässerverschmutzung gegenübergestellt wurden. Wie die überlieferten und hier erstmals ausgewerteten historischen Quellen beweisen, bezogen die unmittelbar von der Verschmutzung Betroffenen recht unterschiedliche Positionen zur Umweltschädigung und diskutierten auch verschiedene Lösungsvorschläge. Insgesamt stellt sich heraus, daß die Fragen der Umweltzerstörung durch die Industrialisierung erstaunlich frühzeitig diskutiert worden sind.

Überblickt man abschließend den Reigen der hier vorgeführten Einzelbetrachtungen, dann muß man feststellen, daß die Wirtschaft Westfalens im beginnenden Industriezeitalter natürlich nur in relativ wenigen Ausschnitten erfaßt werden konnte. Um die hier gewonnenen Einsichten weiter zu vervollkommen, bedarf es noch weiterer ähnlicher Anstrengungen. Insbesondere bedürfte es ebenso intensiver Studien über die Wandlungen der Sozialstruktur, die den wirtschaftlich-technischen Umbrüchen teils vorausliefen, sie begleiteten bzw. ihnen nachfolgten. Nur mit Hilfe weiterer Fallstudien wird es möglich sein, die zahlreichen gelehrten Generalisierungen weiter zu überprüfen, die sich mit der Chiffre „Industrialisierung“ verbinden. Den westfälischen Zeitgenossen war freilich dieser Terminus wie überhaupt die Fachsprache der heutigen Wirtschaftswissenschaften fremd. Für sie war allein die Maschine das Sinnbild der heraufziehenden modernen Zeit. Der Nationalökonom und Historiker Bruno Hildebrand, der erstmals den Begriff „Maschinenzeitalter“ prägte, hat sich in einer literarischen Kontroverse mit Friedrich Engels 1848 wie folgt darüber ausgelassen:

„Darin besteht eben die nächste weltgeschichtliche Bedeutung der Maschinen, daß sie die arbeitenden Klassen aus der Trägheit und Unwissenheit, aus dem dumpfen und gedankenlosen Hinbrüten herausgerissen und ihnen mit ihrem Kraftbewußtsein, mit der Beharrlichkeit in der Arbeit und mit dem Unternehmungsgeiste das Streben nach einem menschlicheren und würdigeren Lose in der Geschichte erzeugt haben, daß sie den arbeitenden Klassen erst die geistigen und moralischen Eigenschaften verliehen haben, ohne welche eine gründliche und dauernde Verbesserung ihrer sozialen Lage unmöglich ist. Während der Arbeiter der Vergangenheit in einem halbtierischen Zustande träge und arbeitsscheu dahinvegetierte und niemals über den nächsten Gesichtskreis hinaus seine Gedanken erweiterte, fühlt der Arbeiter der Gegenwart, der in dem Verkehr mit den Maschinen aufgewachsen ist, daß er mit den Fähigkeiten seines Kopfes und Armes auch an dem großen Bau der Geschichte mitarbeitet“<sup>43</sup>.

<sup>43</sup> Bruno Hildebrand: Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, Kapitel „Die weltgeschichtliche Bedeutung der modernen Industrie“ (1848). Auszugsweiser ND. in: Carl Jantke und Dietrich Hilger (Hg.): Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur, Freiburg, München 1965, S. 452-460, besonders S. 455.